

DIE WELTWOCH



Ermittlungsakten belasten Bildungsdirektorin Aepli

Die Zürcher SP-Politikerin gab der Uni-Leitung die Entlassung von Christoph Mörgeli vor. *Von Philipp Gut*

Die Identität der Schweiz

Frühfranzösisch und der Zusammenhalt des Landes.
Von Pascal Couchepin

Woran glauben Sie?

Eine Umfrage zu Ostern.



Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit dem Werbebrief überzeugen Sie Ihre Zielgruppe persönlich und direkt. Ihrer Kreativität sind praktisch keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 

Intern

Viele hielten den Fall für erledigt, manche – darunter die meisten Schweizer Medien – mögen aus politischer Kopfscheu nicht (mehr) darüber berichten. Dabei wird die ganze Dimension der Affäre erst jetzt allmählich sichtbar. Was als Fall Mörgeli auf vergleichsweise tiefer Professorenstufe begonnen hat, erreicht die Beletage der Zürcher Verwaltung und Politik. Die beharrliche Arbeit der Staatsanwaltschaft deckt Erstaunliches auf: Die Entlassung von Christoph Mörgeli wurde nicht durch die dafür zuständige Uni-Leitung angeordnet, sondern von ganz oben: durch Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP) und ihren Chefbeamten Sebastian Brändli (ebenfalls SP). **Seite 22**

Woran glauben Sie? Gibt es einen Gott? Wenn ja: Wie stellen Sie sich ihn vor? Und gibt es ein Leben nach dem Tod? Erstaunlich viele bekannte Persönlichkeiten, die *Weltwoche*-Redak-



«*Urkraft*»: alt Bundesrat Merz.

tor Christoph Landolt zum Osterfest befragt hat, bekennen sich zu einem Glauben an eine höhere Macht. Wie diese aussieht und ob wir von ihr nach dem Tod etwas zu erwarten haben, darüber gehen die Meinungen indes weit auseinander. **Seite 32**

Als *Weltwoche*-Autor Martin Spieler Erbprinz Alois von und zu Liechtenstein auf Schloss Vaduz zum Interview traf, fühlte er sich in eine andere Zeit versetzt: In der Burg mit Ziehbrücke, Kanonen und Jagdbildern im Salon würde man kaum einen Monarchen erwarten, der in seinen Ansichten weit progressiver ist als die meisten Staatenlenker Europas. Obwohl im

Umgang streng diplomatisch, liest Seine Durchlaucht – so sein offizieller Titel – der Politikerelite die Leviten: Es gebe eine Tendenz, dass Staaten ihre Bürger bevormunden, ärgert er sich und fordert ganz undiplomatisch: «Die Bürger müssten sagen können: ‚Jetzt reicht’s, und den Staat in die Grenzen verweisen.› Ob diese Ermahnung jemals in den Beamtenstuben der EU in Brüssel ankommt? **Seite 46**



In eine andere Zeit versetzt: Schloss Vaduz.

Vor einigen Wochen berichtete die *Weltwoche* über die Pläne, im Bahnhof Bern eine unterirdische Tiefbahnstation zu bauen. Kostenpunkt: eine halbe Milliarde Franken. Die Station würde ausschliesslich einem Schmalspurzüglein von regionaler Bedeutung dienen. Doch in Bern will man das Luxusprojekt, das die ganze Schweiz mitfinanzieren soll, unbedingt. Kritiker haben es darum schwer: Sie werden von den lokalen Politgrössen systematisch ignoriert, ihre Vorschläge für eine billigere Lösung werden überhört. Bern ist kein Einzelfall – im Gegenteil. In anderen Schweizer Städten sollen ÖV-Bauten verwirklicht werden, die gar noch viel teurer sind. Basel etwa will eine unterirdische S-Bahn unter der Stadt bauen – für über 1,2 Milliarden Franken. Den Spitzenplatz nimmt aber Luzern ein. Im Zentrum der Stadt mit gerade mal 76 000 Einwohnern soll ein Tiefbahnhof für 2,4 Milliarden Franken entstehen. Zwar gibt es konkrete Projekte, wie man die vorhandenen Verkehrsprobleme viel günstiger lösen könnte. Doch es scheint verhext: Wie in Bern signalisiert kaum ein Politiker Interesse an den billigeren Alternativen. Das reichlich sprudelnde Geld, wie es in der Schweiz für Bahnprojekte fliesst, scheint Politiker landesweit blind werden zu lassen. **Seite 38**

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Traumhafte Aussichten: Machen Sie mit beim *Panorama-Quiz* von UBS.

Gewinnen Sie mit etwas Glück ein Hotel-Wochenende für Sie und Ihre 30 besten Freunde oder einen der weiteren attraktiven Preise. Und so einfach geht es: Holen Sie sich Ihre Panorama-Sticker in einer UBS-Geschäftsstelle und beantworten Sie eine Frage zu einem der Aussichtsorte. Dabei erhalten Sie übrigens auch die neue Broschüre «Die 100 schönsten Aussichten» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit vielen Insider-Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



www.ubs.ch/entdecken

Gott, Mensch

Was wir noch heute von der Reformation lernen können.

Von Roger Köppel

Vor Ostern denkt man über die letzten Dinge nach. Geburt, Leben, Liebe, Tod: Bereits zuckt man etwas zurück vor den grossen Worten, die in Predigten, Vorträgen und Artikeln dröhnen. Zu Recht. Religion hat auch etwas Abschreckendes: Zu oft diente sie dem Zweck, im Namen des Höchsten zu unterdrücken, zu erobern, abzuschlachten. Viele, die von Gott reden, meinen sich selbst.

Das gilt auch für Leute, die weniger an Gott, dafür an die von ihnen absolut gesetzten «Werte» oder die «Moral» glauben. Sie missbrauchen ihr Heiligstes, um sich über andere zu stellen. Der Gutmensch empfindet sich als etwas Besseres, weil er für Sonnenenergie, für Obama, für ökologische Glühbirnen, für die EU, für Schwulenehen, für die Ukraine, für Widmer-Schlumpf und gegen die SVP ist.

Die Ideale wechseln, die Selbstverliebtheit bleibt. Was gestern verfeimt war, ist heute Mode. Das Wort «Gott» ist auch ein Synonym für den Wunsch, sich selber zu vergrössern, über sich selbst hinauszusteigen, sich über den Sumpf des Lebens zu erheben, in dem alle Menschen unausweichlich leben müssen. Dabei stecken wir doch alle gleich weit unten fest. Das ist nicht deprimierend, sondern tröstlich.

Kürzlich ist im Reclam-Verlag ein ausgezeichnetes, erfreulich kurzes Buch über die «Reformation in Europa» erschienen. Geschrieben hat es der britische Historiker Peter Marshall. Es ist kein streng theologisches Werk, aber es bietet einen erfrischenden und differenzierten Überblick über eine der faszinierendsten Epochen der Weltgeschichte.

Was war die Reformation? Reformation bedeutete Rückkehr zur Bibel, Rückkehr zur Heiligen Schrift. Reformation war vor allem Kampf gegen die Anmassungen der katholischen Kirche, den Menschen das Seelenheil im Wortsinn zu verkaufen. Weit über dieses «Ablasshandel» genannte Geschäft hinaus steckte hinter dem Katholizismus die Idee, der Mensch könne durch sein Wohlverhalten Gott gnädig stimmen, den Willen Gottes gleichsam beeinflussen.

Gegen diesen Grössenwahn traten die Reformatoren des 16. Jahrhunderts an. Unbescheiden im Namen der Bescheidenheit: Gott ist Gott, sein Wille ist frei. Der Mensch überschätzt sich, wenn er meint, Gott lasse sich durch gottgefällige Taten oder Ablasszahlungen «bestechen». Die Reformatoren Martin Luther, Huldrych Zwingli und Johannes Cal-



«Gott ist Gott.»

vin lösten ein Erdbeben aus, das von ganz innen heraus alle Lebensbereiche erschütterte.

Der vielleicht grösste Erfolg der Reformation bestand laut Marshall darin, dass sie sich nicht durchsetzte. Es gelang ihr nicht, wie beabsichtigt, den Katholizismus abzulösen. Aber sie pflanzte das Prinzip der weltanschaulichen Vielfalt unauslöschlich in Europa ein, weil am Ende auch nach blutigsten Kriegen keine Konfession über die andere siegen konnte. Toleranz in letzten Fragen war das Produkt des selbsterstörerischen Ringens zwischen dem neuen und dem alten Glauben.

Die von der Reformation mit heiligem Ernst provozierte Glaubensspaltung bewirkte, dass



der Religion ihr heiliger Ernst genommen wurde. Der Rückzug des Glaubens ins Private war das paradoxe Ergebnis des Versuchs, alles auf dem einen, richtigen Glauben aufzubauen. Man ist geneigt, zumindest an diesem Punkt die Möglichkeit einer historischen Dialektik für wahr zu halten. Manchmal treibt ein Extrem unfreiwillig das Gegenteil aus sich heraus und liefert so die dauerhafte Lösung.

Noch etwas anderes lehrt die Reformation: Die Stärke Europas ist die Vielfalt, ist der Wettbewerb, ist der Streit, der den friedlichen Streit als Modus Vivendi akzeptiert. Der Krieg ist nicht der Vater aller Dinge, aber in Europa war der Krieg oft genug der Versuch wie auch die Antwort auf diesen Versuch, die konkrete Vielfalt Europas unter einem einigenden Joch im Namen höchster Ideale zu beseitigen.

Die Vielfalt war am Ende immer stärker als die Einfalt.

Im Kern war die Reformation ein Streit über Erlösung und Seelenheil. Wie komme ich in den Himmel? Wie vermeide ich den Gang in die Hölle? Kommt es tatsächlich darauf an, ob ich allen Befehlen der Kirche folge? Oder ist ein direkteres Verhältnis zum höchsten Wesen möglich, ohne dass die offizielle kirchliche Nomenklatur vermittelt?

Die Protestanten bejahten ausdrücklich diese Frage. Sie rangen sich sogar zu der im Wortsinn umwerfenden Betrachtung durch, jeder Mensch stehe unter Gottes Gnade, egal, wie er sich im Leben verhalten werde. Der Aufstieg in den Himmel, die Erlösung ist kein Verdienst, auf das man sich etwas einbilden kann. Im Gegenteil. Gottes Gnade kommt allen Menschen zu, auch den Sündern und Verbrechern. Die Welt ist nicht verdammt.

Menschen reagieren empfindlich bis gereizt, wenn man ihnen die Instrumente ihrer Selbstvergötterung wegnimmt. Zwingli wurde gevierteilt. Der grosse Schweizer Theologe Karl Barth wurde in Deutschland zum Teufel gejagt, als er sich weigerte, dem damaligen «Führer» Adolf Hitler wie einem Gott zu huldigen. Barth war dann allerdings nach dem Krieg auch der erste Schweizer, der den Deutschen zur Hilfe und zur Versöhnung wieder die Hand hinstreckte. Was ihn dann in der Schweiz umgehend zur Unperson machte.

Die Reformation forderte die Heilsgewissheit der etablierten Kirche heraus – ebenfalls heilsgewiss, aber auf eine andere Art. Die Reformatoren räumten mit dem Aberglauben auf, der Mensch könne durch seine Gläubigkeit das Recht erwerben, auf andere, angeblich weniger gläubige Menschen herabzublicken. Die Reformation war eine Kriegserklärung an Menschen und Organisationen, die sich für Gott halten – oder für gottähnlich. Gott aber bleibt für den Menschen das ganz Andere. Er ist da, aber nicht verfügbar. Diese protestantische Botschaft hat nichts von ihrer Kraft und Gültigkeit verloren.

THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B05
UNITIME

Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling *for* Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B05 Unitime, dem Emblem dieses aussergewöhnlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seine Universalzeit mit revolutionärem und bedienungsfreundlichem Regulierring über die Krone aus. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobilkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.

BEXER
UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63

BREITLING
for
BENTLEY



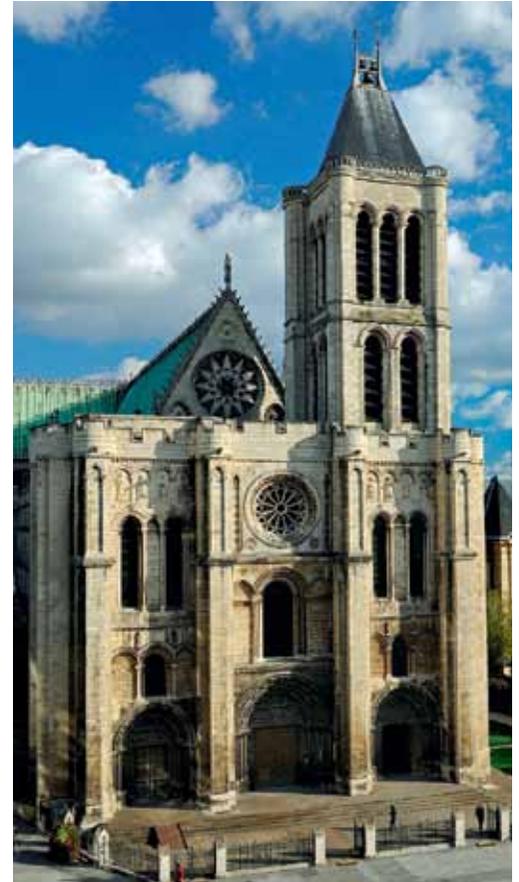
Endloser Kampf: Anita Hill. Seite 44



Euphorische EU-Osterweiterung: Seite 40



Studienobjekt: Christoph Blocher. Seite 56



Wunder: Kathedrale von Saint-Denis. Seite 58

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 13 Pascal Couchepin Was die Schweiz ist
- 13 Im Auge Sepp Blatter, Kämpfer gegen Kinderhandel
- 14 Fernsehen Tiziana
- 14 Medizin Grippe-Eifer
- 15 Bildung Diskriminierte Studenten
- 15 Personenkontrolle Widmer, Maurer, Kuprecht, Trede, Christen
- 15 Nachruf Jacques Le Goff, Historiker
- 16 Mörgeli Buchhalterische Geisterbahn
- 16 Bodenmann Elektro-Taxi zum Hafenkran
- 17 Ausland Afghanistan vor der Stunde null
- 18 Die Deutschen Ohne Grenzen
- 18 Wirtschaft Wege aus der Denkfalle
- 19 Medien Gefässerweiterung
- 19 Schlag Der Gastro-Papst
- 20 Leserbriefe
- 21 Darf man das?

Hintergrund

22 Ermittlungsakten belasten Aeppli

Die Zürcher Universitätsaffäre erfasst die hohe Politik

26 Essen in der Krise

Die Linke lacht über Armeechef André Blattmann

28 Robin Hood der Mindestlöhne

Wie tickt SGB-Chefökonom Daniel Lampart?

30 Klimapolitik Der einsame Kampf der Schweiz

31 Europa Dank an den Souverän

32 Woran glauben Sie?

Die grosse *Weltwoche*-Umfrage unter Prominenten zeigt: Ohne eine höhere Macht kommt fast niemand aus

38 Milliardengrab am Vierwaldstättersee

Luzerns Politik hat sich auf einen Prestigebau eingeschworen

40 Die Lebenslüge der EU

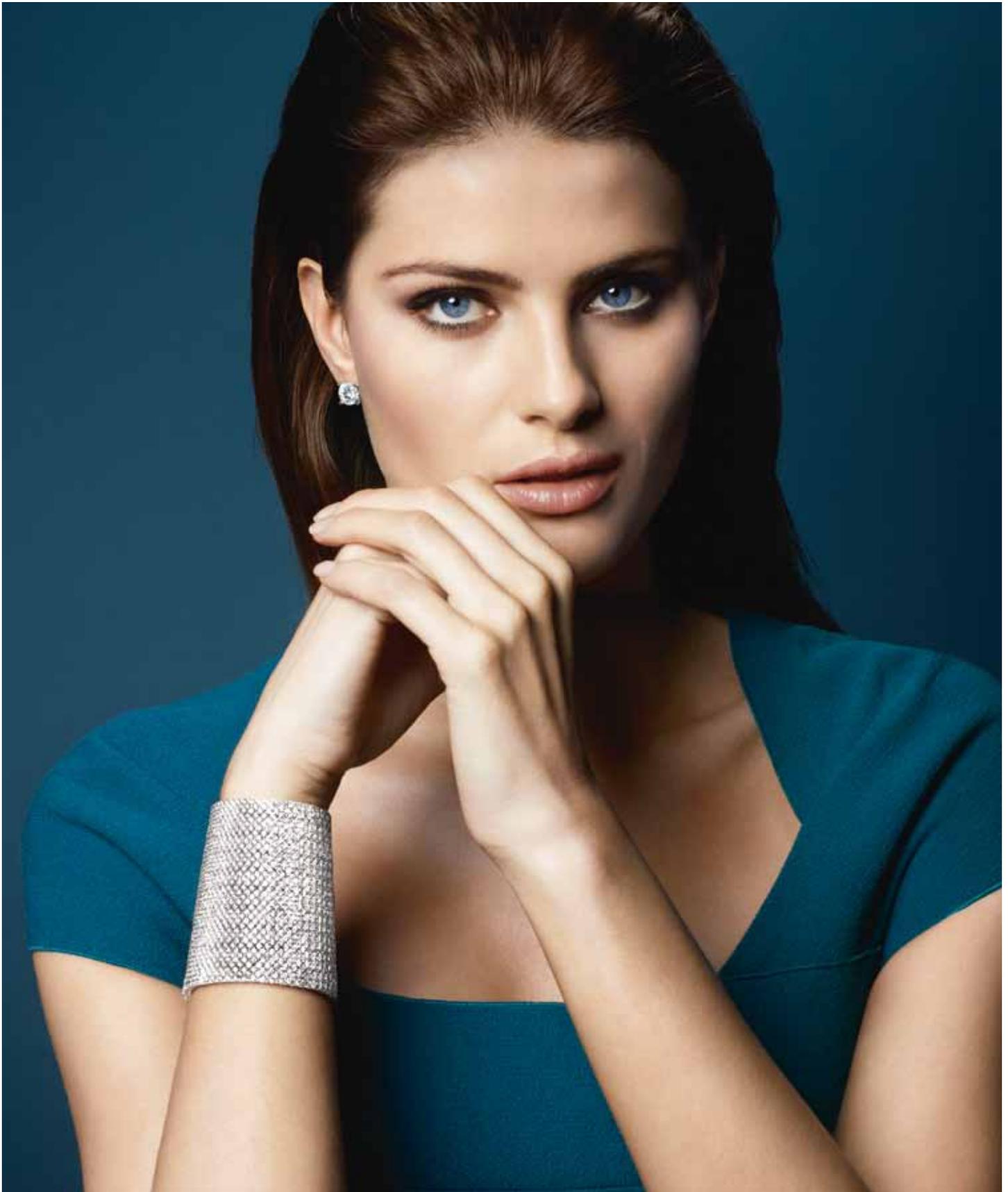
Vor den Europawahlen lobt Brüssel die Osterweiterung

43 Militär Die Welt rüstet auf

44 Überzeugende Verliererin

Der Dokumentarfilm «Anita: Speaking Truth to Power» rollt einen alten Fall neu auf

MAGIE | GLANZ



BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Ich sehe dennoch Wachstumschancen»: Alois von Liechtenstein. Seite 46

Interview

46 «Der Staat darf sich nicht alles erlauben»

Prinz Alois, Staatsoberhaupt von Liechtenstein, über direkte Demokratie

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Pelé, Fussballlegende

52 Bestseller

52 «Abwürgen! Abwürgen!»

Akif Pirinccis Wutkanonade «Deutschland von Sinnen»

53 Jazz Dave Holland, Kevin Eubanks, Craig Taborn, Eric Harland

54 Hemingway, mein Vorbild

Autorin Zoë Jenny über den grossen Literaten

56 Blochers Schweiz

Eine wissenschaftliche Arbeit über den umstrittensten Schweizer der Gegenwart

58 Gebete aus Stein

Abt Suger von Saint-Denis war einer der bedeutendsten Kathedralenbauer

62 Top 10/ Kino «The Amazing Spider-Man 2»

63 Fernseh-Kritik «Tatort – Zwischen zwei Welten»

64 Namen Von Einsiedeln nach Moskau

65 Hochzeit Heike und Wolfgang Hohlbein

65 Thiel Freiheit ade

66 Stilkritik Die Karriere des Männerbarts

67 Die Liste Wichtige Aktennotiz

68 Wein Carpineta Fontalpino: Chianti Classico 2011

68 Zu Tisch Tanja Grandits

69 Auto Porsche Macan S

70 MvH trifft Mike Shiva, Wahrsager

Autoren in dieser Ausgabe

Pascal Couchepin



Der 1942 in Martigny geborene Walliser und Schweizer Bundesrat von 1998 bis 2009 ist einer der charismatischsten Freisinnigen in der Schweizer Politik. In seinem Kommentar zum Thema Frühenglisch ruft er dazu auf, in der Schweiz vor allem anderen die Landessprachen zu pflegen. Seite 13

Sarah Pines



Die Literaturwissenschaftlerin und Buchautorin hat in Köln, Düsseldorf und Stanford studiert. Sie schreibt über Abt Suger von Saint-Denis. Der Franzose war im 12. Jahrhundert ein grosser Staatsmann und ein Pionier der Gotik. Seine Kathedralen faszinieren die Menschen bis heute. Seite 58

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Zum 11. April 2014



«Bellissima», 1989

Lebens-Anzeige

Rolf Brem

Bildhauer und unser Freund.
Hat sein irdisches Schaffen einer Vision gewidmet.
«Schönheit festhalten».
Und unsere Gemeinschaft damit reich beschenkt.
Er lebt leidenschaftlich weiter.
In seinen gross-ART-igen Werken.
Und in unseren Herzen.

Edle Einfalt.
Stille Grösse.
Strahlen sie aus.
Seine be- und verzaubernden Kompositionen.
Lebensfreude.
Glück in Dankbarkeit.
Demut.
Und Zu-Frieden-heit.
Werte.
Seine Menschenfreundlichkeit widerspiegelnd.

Wir sind dankbar.
Für jede Hinwendung.
Die wir von Rolf Brem empfangen durften.
Und bleiben ihm in Liebe verbunden.

Christa und Rudi Bindella
mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern



Prager Philharmoniker:

The Sound of Hollywood

Unter der Leitung von Nic Raine sorgen die Prager Philharmoniker für einen imposanten Sound, der jeden Saal zum Vibrieren bringt. Erleben Sie die perfekte Verschmelzung von Kino und Orchester!

«The Sound of Hollywood» ist das visuelle und akustische Zusammenspiel von Filmausschnitten aus Blockbustern wie «Gladiator», «Indiana Jones», «E.T.», «Forrest Gump», «Fluch der Karibik», «Der Pate» oder «Star Trek» und den dazugehörigen Filmmusiken – live interpretiert vom City of Prague Philharmonic Orchestra, das mit über siebzig Musikern zu den führenden Filmmusik-Orchestern der Welt zählt. Durch das Programm führt Moderator und Kino-Experte Steven Gätjen. Stardirigent Nic Raine ist ein Meister seines Fachs: Er arrangierte zahlreiche



Nic Raine, Dirigent

Soundtracks wie «James Bond», «Spione wie wir» oder «Reise nach Indien» und spielte unter anderem mit dem Royal Philharmonic Orchestra, den Berliner Symphonikern oder dem Klassik Radio Pops Orchestra mehr als vierzig Soundtrack-Produktionen ein. Er arbeitete mit Grössen wie Elmer Bernstein, Maurice Jarre oder Stanley Myers zusammen. Für den Soundtrack zu «Wir wollten aufs Meer» wurde er Anfang 2013 von der International Film Music Critics Association als Komponist des Jahres nominiert.

Platin-Club-Spezialangebot

Beethoven trifft Jenkins

City of Prague Philharmonic Orchestra:
«The Sound of Hollywood»

Konzertdaten:

Freitag, 16. Mai 2014, St. Jakobshalle, Basel
Donnerstag, 22. Mai 2014, Hallenstadion, Zürich

Konzerttickets:

Kat. I Fr. 95.– statt Fr. 120.–
Kat. II Fr. 75.– statt Fr. 100.–
Kat. III Fr. 55.– statt Fr. 80.–
Kat. IV Fr. 35.– statt Fr. 60.–

Bestellung:

Bei Buchung unter Telefon 061 226 90 03 bitte das Kennwort «Weltwoche» erwähnen.

Offizieller Ticketverkauf:

www.ticketcorner.ch
www.actnews.ch

Veranstalter:

www.actnews.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Was die Schweiz ist

Von *Pascal Couchepin* — Die Schweiz diskutiert über Frühenglisch. Das Thema zielt ins Herz: Die Landessprachen müssen gepflegt werden. Sonst ist die Identität des Landes in Gefahr.



Ohne Mehrsprachigkeit keine Schweiz: Freiburg.

Frühfranzösisch, Frühenglisch? Die Diskussion muss in einem breiteren Rahmen geführt werden. Es geht um viel mehr als eine rein schulische Entscheidung.

Erste Bemerkung: Bis heute findet die Diskussion einzig in der deutschen Schweiz statt. Meines Wissens wird Frühenglisch in den Schulen der Romandie von niemandem gepriesen. Überall ist Deutsch Pflichtfach, ohne dass dies zu Kontroversen führt. Für diese Feststellung muss es eine Erklärung geben. Es gibt gute Gründe dafür, dass die einfachste auch die wahre ist: Die Romands, weniger zahlreich, anerkennen die Notwendigkeit, Grundkenntnisse in der Sprache der Mehrheit zu haben. Umgekehrt wäre dem nicht so. Die Mehrheit sieht keine Notwendigkeit, die Sprache der Minderheiten zu lernen. Also wäre die Debatte um die zweite Sprache in der Primarschule Ausdruck einer gewissen Gleichgültigkeit der Deutschschweizer den Romands und den Tessinern gegenüber.

Ich habe oft wiederholt, dass die Romands und die Tessiner in der Schweiz keine Minderheit sind, wie es etwa die Albaner in Zürich sind. Sie sind ein Bestandteil der Schweiz, we-

niger zahlreich als die Deutschschweizer, aber genauso ein Bestandteil. Ohne uns, Romands und Tessiner, wäre die Schweiz nicht die Schweiz. In anderen Ländern ist die Situation anders. Wenn der Elsässer Dialekt verschwinden würde, wäre das kulturell bedauernd, aber es würde die Identität Frankreichs nicht verändern. Gäbe es ohne Romands und Tessiner noch eine Schweiz, in der Deutsch die einzige Sprache wäre? Nein, das wäre nicht mehr die Schweiz. Es wäre etwas anderes. Die Ko-

Die Koexistenz mehrerer Sprachen ist für die Schweiz grundlegender als die direkte Demokratie.

existenz mehrerer Sprachen ist für die Schweiz grundlegender als die relativ junge direkte Demokratie oder die Neutralität, deren Definition je nach unserer Interessenlage variiert.

Wenn diese Betrachtung der Schweiz richtig ist, kommt dem vorrangigen Erlernen einer

Kind der Arbeit



Sepp Blatter, Kämpfer gegen Kinderhandel.

Als der Fifa-Präsident Joseph S. Blatter, 78, noch der Seppli war und die Schule in Visp besuchte, die jetzt seinen Namen trägt, verbrachte er die langen Sommerferien in Hotels. In Saas-Fee, in Zermatt, in Locarno. «Seit ich zwölf war: als Tellerwäscher, als Casserolier, als Liftboy und als Chasseur; ich servierte im Speisesaal und schleppte Weinflaschen aus dem Keller herauf.» Mit dem verdienten Geld kam er zu seinen ersten Fußballschuhen, und nie dachte er, dass das Kinderarbeit war und vielleicht nicht erlaubt. Blatters Organisation hat die Fußballwelt gerade mit dem Urteil aufgeschreckt, das dem FC Barcelona für zwei Spielzeiten verbietet, neue Spieler zu engagieren – als Strafe für die angeblich illegale Rekrutierung und Beschäftigung von zehn Minderjährigen. Ausgerechnet Barça, der Klub des oft kopierten Nachwuchsinternats La Masia, Talentschmiede der Messi, Iniesta, Xavi. Barça wirbt sogar seit 1992 auf dem Trikot für das Kinderhilfswerk Unicef.

Die wahren Sklavenhändler und Parasiten in diesem Gewerbe sind die zynischen Agenten und Impresarios, die sich wie Ungeziefer vermehren und hauptsächlich in Lateinamerika und Afrika die Fußballschulen und Bolzplätze nach verwertbarem Jungfleisch abgrasen. Gegen ihre Methoden greifen keine Gesetze. Andererseits: Brauchen Wunderkinder überhaupt Reglementierungen? Die Eltern des kleinen Messi benötigten verzweifelt Geld für seine Wachstumstherapien und erhielten darüber hinaus eine gesicherte Existenz. Nach der Fifa-Doktrin wäre das nicht mehr möglich. Mozarts ehrgeiziger Vater kutscherte den genialen Wolferl auf der Jagd nach Ruhm und Geld durch Europa. Die kleinen Fußballzauberer müssen zaubern, das Spiel ist ihre Anima. Die Fifa gesteht Aussereuropäern erst mit achtzehn Profiverträge zu, Europäern mit sechzehn. Die Jüngeren vegetieren in einer arbeitsrechtlichen Grauzone. Sepp Blatter überstand Gott sei Dank seine Kindheit im Gastgewerbe unbeschadet, und er machte in Rekordzeit, mit 22, seinen Hochschulabschluss. Seine Karriere als Fußballspieler allerdings endete rasch und unrühmlich.

Peter Hartmann

>>> Fortsetzung auf Seite 14

zweiten Landessprache eine besondere Bedeutung zu. Es muss für den Zusammenhalt des Landes unterstützt werden. Die sogenannten pädagogischen Argumente werden daneben zweitrangig. Im Übrigen scheinen mir diese berühmten pädagogischen Argumente nicht ernsthaft. Gehen wir unter dem Vorwand, pädagogisch wäre ein anderer Stoff leichter, der Abschaffung des Mathematikunterrichts entgegen?

Die Einheit eines Landes wie der Schweiz ist fragiler, als man denkt. Es gab Zeiten, in denen diese Einheit wackelte. Das ist seit fast hundert Jahren glücklicherweise nicht mehr der Fall. Aber diese Befriedung beruht auf dem Respekt gegenüber einer ganzen Reihe von Gleichgewichtigen, die zwar nicht verfassungsmässig verankert sind, aber in der Praxis anerkannt werden. Man denke an die Vertretung von Romandie und Tessin im Bundesrat. Oder an die gelegentlich holprige Eleganz, mit der auch bei freundschaftlichen Treffen zwischen Deutschschweizern, Welschen und Tessinern hochdeutsch gesprochen wird. Leider sind einige unserer Mitbürger nicht mehr in der Lage, fließend hochdeutsch zu sprechen.

Arrogante Sichtweise

Ein letzter Punkt: Ich bin überzeugt, dass es wichtig ist, zuzugeben, dass unsere sprachliche Verschiedenheit auch der Ausdruck unterschiedlicher Mentalitäten ist. Dem wird nicht immer beigepflichtet. Ein Politiker aus der deutschen Schweiz sagte einmal zu mir, eigentlich dächten die Romands in Sachen Politik genau wie die Deutschschweizer, sie wüssten es nur noch nicht: Mit Geld, Propaganda und einigen gewitzten Söldnern werde man das korrigieren. Eine solche Sichtweise ist nicht nur arrogant, sie ist auch tödlich in Bezug auf die nationale Einheit.

Ich bin nicht dafür, dass die Wahl einer Landessprache als zweite Sprache von Bundesbern auferlegt wird. Aber ich bin überzeugt, dass alle, denen dieses Land jenseits von niedrigem Rationalismus am Herzen liegt, wissen, dass es hier nicht nur um ein praktisches oder pädagogisches Problem geht, sondern um etwas Fundamentaleres.

Die Schweiz ist unter vielen Aspekten ein Erfolg, vor allem aber deswegen, weil sie es geschafft hat, Patriotismus nicht mit einer einzigen sprachlichen, religiösen oder politischen Kultur zu identifizieren. Die anderen Komponenten unserer Identität scheinen mir im Vergleich dazu zweitrangig. Wenn etwas an der Schweiz exemplarisch ist, dann die Sorge um den Mitbürger, der sich durch eine andere Sprache und eine andere kulturelle Identität unterscheidet. Diese Eigenschaft zu schwächen, bedeutet, die Schweizer Identität zu bedrohen.

Wehret den Anfängen!

Fernsehen

Tiziana

Von Rico Bandle — Einmal mehr spielt bei einer Castingshow das Gesetz des hässlichen Entleins.

Viele Kommentatoren sehen in den Resultaten des Gesangswettbewerbs «The Voice of Switzerland» einen erneuten Beweis für die Fremdenfeindlichkeit im Land. Als ob es nicht normal wäre, dass ein Primarlehrer aus Diessenhofen mehr Freunde und Bekannte mobilisieren kann, die für ihn anrufen, als ein in Deutschland wohnender Amerikaner, selbst wenn dieser um Welten besser singt. Einen gesellschaftlichen Trend hineininterpretieren zu wpoöem, geht bei dieser «The Voice»-Ausgabe ins Leere – denn bisher läuft alles exakt nach dem Drehbuch einer erfolgreichen Castingshow.

Ein perfekter Sänger als Gewinner ist gar nicht gefragt, sosehr die Juroren dies auch be-



Der Antistar: Tiziana Gulino.

teuern. Von den Märchen wissen wir, dass eine Geschichte erst dann wirklich berührt, wenn es jemand von ganz unten nach ganz oben schafft: wenn das geplagte Aschenputtel den Prinzen kriegt, wenn das hässliche Entlein zum stolzen Schwan wird. Deshalb gewinnen bei Castingshows vorzugsweise nicht Topsänger mit Modelmassen – das wäre langweilig –, sondern eine etwas ältere Busfahrerin (Maya Wirz), ein Handyverkäufer mit krummen Zähnen (Paul Potts) oder eine arbeitslose Hausfrau (Susan Boyle).

Gemäss dieser Regel kommt beim Finale von «The Voice» diesen Samstag nur eine Siegerin in Frage: Tiziana Gulino, angehende Pflegefachfrau aus Dielsdorf ZH. Sie ist ein Antistar, etwas pummelig, schüchtern, mit Zahnsperre – so wie man sich ein Mädchen vorstellt, das auf dem Pausenplatz gehänselt wird. Tizi, so wird die 17-Jährige in der Sendung genannt, ist das ideale Castingshow-Entlein; das ganze Land würde sich mit ihr über ihren Triumph freuen. Ausser jene Leute, die dem Land unentwegt Fremdenfeindlichkeit unterstellen wollen: Tizi kommt aus einer italienischstämmigen Familie.

Medizin

Grippe-Eifer

Von Alex Reichmuth — Tamiflu war ein Geschäft. Dieses Roche vorzuwerfen, ist jedoch falsch.

Das weltbekannte Grippemittel Tamiflu sei fast wirkungslos. Dies schrieb letzte Woche die Cochrane Collaboration, eine internationale Forscher-Kooperation. Die Schweizer Herstellerfirma Roche habe einen Teil der Wirkungsstudien unter dem Deckel gehalten, um Tamiflu besser aussehen zu lassen, so Cochrane. Sogleich setzte in den Medien ein Pharma-Bashing an. Bei der Zulassung von Tamiflu handle es sich um «einen ausgewachsenen Skandal», schrieb etwa der frühere «Kassensturz»-Moderator Urs. P. Gasche. Roche drehte darauf den Spieß um und warf Cochrane vor, die Studien zu Tamiflu falsch ausgewählt und bewertet zu haben. Einige Zeitungen krebsten zurück. So schrieb der *Tages-Anzeiger* von einer «grossen Verwirrung um Tamiflu» – nur einen Tag, nachdem er verkündet hatte, das Mittel sei «kaum besser als ein Placebo».

Wie nützlich das Medikament ist, kann nur mit viel Fachkenntnis beurteilt werden. Immerhin haben die Heilmittelbehörden in über hundert Ländern Tamiflu als wirksam beurteilt und zugelassen. Journalisten vertrauten Cochrane aber blind und behaupteten augenblicklich, Roche habe bewusst getäuscht – um des Geschäfts willen. In der Tat hat Roche mit 13,5 Milliarden Franken kräftig an Tamiflu verdient. Verübeln kann man das dem Konzern nicht. Ein Verkaufserfolg wurde das Medikament nicht wegen allfälliger Datenmanipulation, sondern wegen wiederholter Grippe-Hysterie, verursacht durch die Behörden. 2006 warnte Thomas Zeltner, damaliger Chef des Bundesamts für Gesundheit, vor «10 000 Toten» in der Schweiz wegen der Vogelgrippe. Die verunsicherte Bevölkerung kaufte die Apotheken leer. Gestorben ist aber keiner. 2009 drohte dann angeblich die Schweinegrippe. Zeltner empfahl, auf Umarmungen und Küsschen zu verzichten. Oberste Panikmacherin war aber Margaret Chan, Chefin der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Sie sah die «gesamte Menschheit» bedroht. Wieder wurde Tamiflu gehortet, wieder umsonst. Am Verkaufsboom hatten staatliche Behörden beträchtlichen Anteil. So deckten sich über fünfzig Länder vorsorglich mit dem Medikament ein – auf Empfehlung der WHO.

Die WHO und die Cochrane Collaboration verbindet eine langjährige Zusammenarbeit, die 2011 noch vertieft wurde. Während Cochrane nun Roche an den Pranger stellte, ist WHO-Chefin Chan als sozusagen beste Werberin für Tamiflu nach wie vor im Amt.

Diskriminierend

Von *Mathias Binswanger* — Schweizer Unis sollen es bei ausländischen Studenten nicht so genau nehmen.

Das schweizerische Bundesgericht publiziert vor kurzem ein Urteil, welches de facto einen neuen Grundsatz für die universitäre Bildung in der Schweiz festlegt. Ausländische Studienbewerber sollen von jetzt an gegenüber Schweizer Studienbewerbern bevorzugt werden, indem für sie weniger strenge Zulassungskriterien gelten.

Konkret ging es um Folgendes: Ein deutscher Staatsbürger, der ein Abschlusszeugnis der Berufsoberschule Augsburg hatte, wurde von der Universität Luzern nicht zum Jura-Studium zugelassen. Nach den Zulassungsrichtlinien müssen nämlich in den letzten drei Schuljahren durchgehend auch naturwissenschaftliche Fächer belegt werden. Das war bei dem Studienbewerber nicht der Fall, und er wurde deshalb abgewiesen. Er hatte zwar ein Fach «Technologie» besucht, in dem auch etwas Physik vorkommt, doch das erschien der Universität Luzern und auch dem Verwaltungsgericht des Kantons Luzern nicht gleichwertig zu sein. Dagegen rekurrierte der abgewiesene Studienanwärter beim Bundesgericht und bekam Recht.

Die Bundesrichterinnen und -richter argumentierten, dass Ausländer aus der europäischen Region mit Reifezeugnis gemäss des von der Schweiz unterzeichneten Lissabonner Abkommens direkten Rechtsanspruch auf Zugang zu einer Schweizer Universität haben, sofern es zum Studium im eigenen Land berechtigt. Die Universitäten dürfen ausländischen Bewerbern den Zugang deshalb nur verweigern, wenn sie im Einzelfall nachweisen können (entspricht einer Umkehr der Beweislast), dass das ausländische Zeugnis einer schweizerischen Matura nicht gleichwertig ist. Dabei dürfe «kein zu strenger Massstab angewendet werden, sollen Sinn und Zweck der Hochschulmobilität im europäischen Raum nicht übermässig erschwert werden».

Mobilität kommt also vor Qualität. Die Schweiz darf zwar nach wie vor strenge Regeln für die Zulassung der eigenen Studenten erlassen, aber bei ausländischen Studienanwärtern soll sie es nicht so genau nehmen, egal, welches Niveau die Schulen dort haben und wie hoch die Maturitätsquote ist. Das Bundesgericht interessierte sich einzig für die Frage, ob das Lissabonner Abkommen buchstabengetreu umgesetzt wird. Die präjudizierende Wirkung dieses für Schweizerinnen und Schweizer diskriminierenden Urteils war den Richterinnen und Richtern hingegen egal.

Personenkontrolle

Widmer, Maurer, Kuprecht, Trede, Christen

Seit Anfang April hat die Politikabteilung der *Blick*-Gruppe wieder einen Chef, oder besser zwei. Der eine Teil des Ressortleiterduos, **Joël Widmer**, macht publizistisch dort weiter, wo er als Redaktor der *Sonntagszeitung* aufgehört hatte: mit kritischen Artikeln zum Gripen-Kampfet. Bereits am zweiten Arbeitstag Widmers brachte der *Blick* eine Anti-Gripen-Aufmachergeschichte. Eine Woche später folgte die zweite («**Ueli Maurer im Sinkflug**»). Darin hiess es, **Alex Kuprecht** (SVP), der Präsident der ständerätlichen Sicherheitspolitischen Kommission (SiK), habe sich mit einer Pressekonferenz in den Gripen-Abstimmungskampf eingemischt. Nicht geschrieben stand dagegen, dass Autor Widmer mit einem anderen SiK-Mitglied eine enge politmediale Liaison pflegt. Der neue *Blick*-Politichef ist mit der grünen Nationalrätin **Aline Trede** («Der Gripen



Politmediale Liaison: Journalist Widmer.

ist ein Papierflieger, den wir in der Volksabstimmung zum Absturz bringen») verheiratet, die beiden haben zusammen ein Kind. (cal)

Wie kann ein ziemlich unbekannter Kantonsparlamentarier aus Spreitenbach Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Indem er lautstark «skandalöses, unverantwortliches und unentschuldigbares» Verhalten von AKW-Betreibern anprangert. Die Rede ist vom Aargauer Grossrat **Martin Christen** (SP), der in einem Vorstoss die frühere Versenkung von Atommüll aus dem Kernkraftwerk Beznau in düstersten Worten beschreibt. Diese liegt dreissig Jahre und mehr zurück. Christen will von der Regierung wissen, ob man die versenkten Fässer bergen könnte und was das kosten würde. Der Grossrat kann beruhigt sein. Schon seit Jahrzehnten ist wissenschaftlich belegt, dass der Atommüll im Meer keine Gefahr ist. Gemäss einem Bericht der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung aus den neunziger Jahren beträgt die zusätzliche radioaktive Belastung des Wassers um die Versenkungsstellen maximal 0,002 Prozent der geltenden Grenzwerte. (are)

Nachruf



Gewaltiges Werk: Historiker Le Goff.

Jacques Le Goff (1924–2014) — Ivanhoe war keine historische Figur, aber dank dem Ritter ohne Fehl und Tadel entdeckte ein Zwölfjähriger in Toulon das Mittelalter. Auch später noch hielt Jacques Le Goff, ein schwergewichtiger Mediävist mit der gemütlich wirkenden Pfeife, wenig von den trockenen Faktensammlern der empirischen Geschichtsforschung. Er berücksichtigte lieber Küchenrezepte aus den Klöstern oder Handelsabrechnungen aus dem städtischen Gewerbe. Über die Zeitschrift *Annales* und die Landesgrenzen hinaus wurde er damit bekannter als all seine ebenso illustren Historikerkollegen.

Der Bretoner zeichnete ein neues Bild vom Mittelalter, das in vielem fortschrittlicher und kreativer als die Renaissance war. Und gar nicht so todesfürchtig: «Der Tod ist nur ein Aspekt des Lebens», meinte Le Goff in dem Zusammenhang. Auch die Biologie, der Marxismus oder die Psychoanalyse waren nur Facetten des prallen Lebensalltags im Mittelalter, den Le Goff in seinem gewaltigen Werk beschrieb. So wenn er die Ivanhoe-Turniere mit Formel-1-Rennen verglich oder wenn er 1984 bahnbrechend «Die Geburt des Fegefeuers» (Buchtitel) beschrieb.

Sein letztes, erst auf Französisch erschienenes Werk trägt den programmatischen Titel «Faut-il vraiment découper l'histoire en tranches?» (Müssen wir die Geschichte wirklich in Abschnitte einteilen?). Die Frage ist auch, wie bewusst der neunzigjährige Historiker damit sein berufliches Testament schreiben wollte. Dass er nicht durchs Fegefeuer muss, steht hingegen ausser Frage.

Stefan Brändle

Buchhalterische Geisterbahn

Von Christoph Mörgeli

Empfangsgeräte hin oder her, jeder muss für die SRG zahlen. Generaldirektor Roger de Weck nennt dies «moderne Mediengebühr» statt der «anachronistischen» Gebühr auf die Apparate. Keine Mühe hat de Weck aber mit seiner anachronistischen Rechnungslegung. Weil die SRG jetzt Steuern einzieht, muss sie ihre buchhalterische Geisterbahn zusammenpacken. Vereine wie der Bonsai-Club Zürcher Oberland oder die Freunde alter Landmaschinen, Sektion Bern, rechnen transparenter ab als das 1,6-Milliarden-Bundesamt am Leutschenbach.

«Wir sind – anders als am Paradeplatz – nicht in erster Linie monetär getrieben», spricht der SRG-Generaldirektor. Ein Pfui den eigennützig Geldsäcken des Finanzplatzes. Ein Hui den gemeinnützig Dienstleistern des Medienplatzes. Weiter doziert Roger de Weck: «Wer zum vergleichsweise hohen Lohn hinzu einen Bonus braucht, um gut zu arbeiten, verrät eine unzulängliche Identifikation mit seiner Aufgabe.» Gleichzeitig kassiert Bonusfeind de Weck zum Lohn von 350 000 einen jährlichen Bonus von über 100 000 Franken. Gefühlte Zahlen, denn die konkreten werden verschwiegen. Auch die Mitglieder der SRG-Geschäftsleitung krallen sich mit Lohn und Boni je eine halbe Million.

«Die SRG ist nicht gewinnorientiert», verkündet Roger de Weck. Dafür erfolgsorientiert. Mit «Erfolgsanteil» begründet die SRG ihren Bonus-Selbstbedienungsladen, an dem sich selbst die unteren Kader bedienen. Worin besteht dieser Erfolg? Im Gebührenraubzug auf alle Steuerzahler? In der Befreiung von der Billag-Gebühr für sich selber? Oder sonnt sich die SRG im Erfolg des Billag-Geschäftsmodells, das gemäss Handelsregister lautet: «Rechnungen stellen und Zahlungen entgegennehmen». Wer möchte keine solche Firma haben?

Für ihre Buchhaltung wäre jedenfalls der Bonus ungerechtfertigt. Die SRG-Rechnung gleicht einem nächtlichen Blick durch ein Ofenrohr. Sie vermischt die Bereiche Radio und Fernsehen ebenso wie die verschiedenen Sprachregionen. Der Personalaufwand von beinahe einer Milliarde Franken wird nicht aufgeschlüsselt. Überhaupt ist das Billag-System mit dem neuen Steuersystem unvereinbar. Eigentlich müssten die Gemeinden die Gebühren einziehen. Doch wie erfasst man Touristen, die unsere Staatsmedien konsumieren?

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Elektro-Taxi zum Hafenkran

Von Peter Bodenmann — Filippo Leutenegger ist neu für den Zürcher Verkehr zuständig. Wird der Senior etwas bewegen?



Vorspiel der automobilen Revolution: frischgewählter Stadtrat Leutenegger.

Im nahen München kann man bereits mit Elektrotaxis von Tesla um die Häuserblocks kurven. Filippo Leutenegger war immer dort, wo er Bewegung vermutete. In jungen Jahren kämpfte der Mitbegründer der *Wochenzeitung* gegen Atomkraftwerke. In den letzten Jahren am rechten Rand der Freisinnigen.

Im reifen Alter schaffte der einstige «Arena»-Moderator den Absprung in die Zürcher Lokalpolitik. Was ihm den Spott von Christoph Blocher eintrug. Neu wird Leutenegger in Zürich für den Verkehr zuständig sein.

Wird Leutenegger etwas bewegen, oder ist er längst zu unbeweglich? Im Wahlkampf fiel dem einstigen «Spontifex maximus» wenig ein. Obwohl der politische Himmel über Zürich voller schöner Aufgaben hing und hängt.

Die Zürcher Taxis sind – vorsichtig ausgedrückt – keine Aushängeschilder. In New York und London rollen die gelben und schwarzen Taxis der nächsten Generation an. Und polieren das Bild dieser beiden Weltstädte auf.

Zürich könnte aus dem besten Elektroauto der Welt, dem Tesla S, das Zürcher Standardtaxi machen. Mit heissen 120-kW-Power-Ladestationen. Wer ab 2016 noch Taxi fahren will, müsste bei der städtischen Tesla-Garage «Filippo Due» ein blau-weisses Elektrotaxi mieten. Mit Vorauszahlung für Leasing, Unterhalt und Strom. Abzüglich Verschrottungsprämie für die alten Untersätze. Aus der ganzen Welt

würden Stapis nach Zürich pilgern, um sich dieses hochrentable und umweltfreundliche Taximodell erklären zu lassen.

Alles nur ein Vorspiel der automobilen Revolution: In acht Jahren werden Elektroautos ohne Fahrer sicher und umweltfreundlich die Kapazität des bestehenden Strassennetzes verdreifachen. Parkplätze werden so überflüssig wie Kröpfe nach der Beigabe von Jod im Salz.

Wer 2022 den längst zum Symbol des welt-offenen Zürich mutierten Hafenkran besichtigen will, holt sich mit dem iPhone den sich selbst steuernden Elektro-Mercedes S vor den Hoteleingang. Und der führerlose Autoroboter fährt den Gast schnell an das Limmatquai.

Bundesrats-Fahrkomfort neu für alle, die etwas Kleingeld im Hosensack haben. Zu vernünftigen Preisen. Die Einkaufszentren im Speckgürtel von Zürich werden austrocknen, weil sich fast alle ohne Parkplatzsorgen das Shoppen im Zentrum der schönsten Stadt der Welt leisten können.

2022 würde es keine Zürcher Zunft mehr geben, die Filippo Leutenegger nicht aufnehmen möchte. Weil er als Erster – dank Zusammenarbeit mit Google, Tesla und Mercedes – begriffen hat, wie der Verkehr der Zukunft funktioniert. Vielleicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Afghanistan vor der Stunde null

Von Hansrudolf Kamer — Der Rückzug westlicher Truppen aus Afghanistan soll Ende 2014 abgeschlossen sein. Die Lage bleibt prekär, ganz Zentralasien geht einer unsicheren Zukunft entgegen.



Was als Terrorbekämpfung begonnen hatte, endete mit *nation building*. Ein deutscher Kommentar nach den jüngsten Präsidentschaftswahlen verdeutlicht dies sehr schön. «Das grosse Interesse der

Afghanen an dem Urnengang ist Grund zum Optimismus. Dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass das ursprüngliche Ziel einer Vorzeigedemokratie in der Region noch lange nicht erreicht ist.»

Vorzeigedemokratie? Ursprüngliches Ziel? Wohl eher nicht. Noch stehen gut 50 000 ausländische Truppen in Afghanistan. Ende Jahr soll die Mission der International Security Assistance Force im Rahmen der «Operation Enduring Freedom» beendet sein. Dann wird eine neue Phase in der turbulenten Geschichte des rauen Berglandes beginnen.

Ganz zu Ende wäre die westliche Präsenz allerdings nicht. Sofern der neue afghanische Präsident – die Entscheidung fällt vermutlich im Sommer – Stationierungsabkommen mit Amerika und Nato-Staaten unterzeichnet, bleiben ungefähr 12 000 Mann von US- und Nato-Truppen im Land, um den afghanischen Sicherheitskräften mit Ausbildung und Beratung zur Seite zu stehen.

Praktisch bedeutet dies Luftunterstützung, Nachrichtendienst, Logistik und medizinische Versorgung. Der gegenwärtige Präsident, Hamid Karzai, wollte von solchen Abkommen nichts wissen. Doch die wichtigsten Nachfolgekandidaten hatten sich alle dafür ausgesprochen.

Das Problem ist aber weniger, was die Afghanen wollen, sondern wie lange Amerika und einzelne Nato-Staaten das Ganze finanzieren werden. In Vietnam hatte nach dem Abzug der Truppen einst die amerikanische Innenpolitik dafür gesorgt, dass der Geldhahn zugekehrt wurde. Die kommunistische Offensive aus dem Norden überrannte dann zügig den Süden und vereinigte das Vaterland.

Dass der Westen die Nerven für ein längerfristiges Engagement in Zentralasien behält, wenn anderswo auf dem Globus eine grössere Krise plötzlich militärische Ressourcen beanspruchen sollte, ist eher unwahrscheinlich. Das Urteil über die Intervention im November

2001 nach den Anschlägen des 11. September hängt aber davon ab.

Die amerikanische Intervention erreichte die ursprünglichen, etwas bescheideneren Ziele mit einem klugen und ökonomischen Einsatz der Mittel relativ schnell: den Sturz der Taliban-Regierung und die Vernichtung der Ausbildungslager für grössere Terroranschläge im Westen.

Amerikaner vom Mars

Dann aber begann der *mission creep*, die schleichende Ausweitung der Zweckbestimmung im Zeichen der vielbeschworenen Nachhaltigkeit und der Bündnispolitik. In amerikanischen Strategiediskussionen standen deshalb immer wieder die Anhänger einer frühen Exit-Strategie mit einer Fokussierung auf gezielte Terrorbekämpfung dem Lager der «Nationenbauer» gegenüber, die in Afghanistan eine dauerhafte Entwicklung zu einem stabilen Rechtsstaat einleiten wollten.

In Europa gab es diese Diskussion kaum. Für die meisten Europäer war die Mission, Afghanistan zur Vorzeigedemokratie zu machen, eindeutig gegeben. Militärische Mittel durften nur in Zusammenhang mit einer solchen Zielsetzung überhaupt verwendet werden. Den Zeitgeist beschrieb der Essay von Robert Kagan: Die Amerikaner stammten vom Mars,

die Europäer von der Venus, dem posthistorischen Friedens- und Wohlstandsparadies. Diesem musste Afghanistan angeglichen werden.

Dabei war nicht alles umsonst. Die afghanischen Streitkräfte haben unter westlicher Ausbildung bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Doch sind die Befürchtungen wohl nicht aus der Luft gegriffen, dass ohne westliche Präsenz und Kontrolle die Natur wieder zu ihrem Recht kommen wird: Korruption breitet sich aus, Kommandanten stecken den Sold der Soldaten in die eigene Tasche, die Logistik leitet Geld und Material für private Zwecke um, die Moral im Sicherheitsapparat leidet.

Ein Teufelskreis käme in Gang, wenn wieder traditionelle Warlords aufträten und ihre Milizen aktivierten, was zu einer Auflösung der afghanischen Streitkräfte führen könnte. Dann wären die Voraussetzungen eines neuen Stammes- oder Bürgerkriegs gegeben. Das alte Afghanistan wäre wiederauferstanden.

Und die äusseren Mächte? Es würde überraschen, wenn Pakistan nicht versuchte, wieder mit den Taliban als Stellvertreter Einfluss zu gewinnen. China verfolgt intensiv wirtschaftliche Interessen überall in Zentralasien und betreibt eine leicht erkennbare politische Strategie, sich vom muslimischen Druck freizukaufen.

Russland hat in der Region seine Militärpräsenz wieder ausgeweitet, in Kasachstan, Kirgistan und Tadschikistan. Doch Putins «Nato», die Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit, ist weit davon entfernt, in die Bresche springen zu können und die Lage allenfalls zu beruhigen. Für ihn kommt Amerikas Rückzug vom Hindukusch zu früh. Ganz Zentralasien sieht einer unsicheren Zeit entgegen.



Mission creep: deutsche Soldaten beim Abzug aus Kunduz.

Ohne Grenzen

Von Henryk M. Broder — Die heisse Phase im Wahlkampf zum Europaparlament.



Falls Sie, liebe Leser, wissen möchten, was Ihnen derzeit erspart bleibt, setzen Sie sich bitte ins Auto und fahren Sie über die Grenze – nach Konstanz, Lörrach, Weil am Rhein,

Laufenburg oder Bad Säckingen. In Deutschland hat grade die heisse Phase des Wahlkampfes für die Wahlen zum Europaparlament begonnen. Jede Partei versucht, sich von den anderen abzugrenzen und dabei so etwas wie ein Programm in einer Nusschale zu präsentieren, Einzeiler, die man mit einem Blick erfassen kann.

Die CDU wirbt mit dem Slogan: «Damit Europa Chancen für alle bringt», die SPD will «Ein Europa des Miteinanders, nicht des Gegeneinanders», «Ein Europa der Demokratie, nicht der Bevormundung». Der Spitzenkandidat der FDP, Alexander Graf Lambsdorff, meint, Europa brauche vor allem «Chancen für jeden statt Regeln für alles», die Berliner FDP-Frontfrau Alexandra Thein jubelt: «Liebe kennt keine Grenzen», während die Grünen für «Klimaschutz ohne Grenzen» trommeln. Die Parolen sind ebenso beliebig und austauschbar wie die Gesichter der Kandidaten, die zum Teil schon eine Weile im Europaparlament sitzen und offenbar erst gestern bemerkt haben, worauf ihr Europa hinausläuft: eine Union der Bevormundung, des Gegeneinanders und der Regelungswut. Diejenigen, die dafür mitverantwortlich sind, dass Europa entgleist ist, tun so, als wären sie am besten geeignet, das Malheur rückgängig zu machen. Deswegen wollen sie gewählt beziehungsweise wiedergewählt werden.

Wie der Abgeordnete Joachim Zeller, «Berlins Stimme für Europa», ein CDU-Mann mit ostdeutschen Wurzeln.

Als Bezirksbürgermeister in Berlin-Mitte machte er von 1996 bis 2006 eine gute Figur. Seit er aber 2009 in das Europaparlament gewählt wurde, hat man kaum noch etwas von ihm oder über ihn gehört. Dabei sitzt er nicht nur im Ausschuss für parlamentarische Kooperation EU-Russland, er arbeitet auch in den Ausschüssen für parlamentarische Kooperation EU-Kasachstan, EU-Kirgistan, EU-Uzbekistan sowie für die Beziehungen zu Tadschikistan, Turkmenistan und der Mongolei mit. «Berlins Stimme für Europa»? Wenn man eine Currywurst lange genug brät, könnte daraus eine kasachische Spezialität namens Beschbarmak werden.

Wege aus der Denkfalle

Von Silvio Borner — Was wäre, wenn man die Personenfreizügigkeit als liberales Konzept bezeichnen würde? Kleines Brevier der internationalen Wirtschaftsbeziehungen.

Kollege Reiner Eichenberger hat die Personenfreizügigkeit in der *Weltwoche* («Die Liberalen in der Denkfalle», Nr. 12/14) als sozialistisches und daher als nicht liberales Postulat bezeichnet. Wenn wir uns auf die rein ökonomische Analyse beschränken und politische Etiketten weglassen, dann kann man aus der Aussenhandelstheorie folgende «liberale» – im Sinne von markteffizienten – Folgerungen ableiten:

1—Freihandel mit Gütern ist für alle beteiligten Volkswirtschaften wohlfahrtssteigernd, weil alle Länder «komparative Vorteile» (David Ricardo) haben (müssen). Jedes Land wird sich bei Freihandel auf die Produkte oder Branchen spezialisieren, bei denen es im internen Vergleich relative Vorteile aufweist. Unsere Landwirtschaft mag international in allen Sparten absolute Kostennachteile haben, aber in der Milchwirtschaft sind diese vergleichsweise am geringsten. Eine Spezialisierung auf diesen Sektor wäre daher mit einem grossen volkswirtschaftlichen Gewinn verbunden, weil wir die meisten Milchprodukte exportieren und fast alles Getreide importieren würden. Das Beispiel zeigt aber auch, dass Beschränkungen des freien Handels politischen Interessen gehorchen und Ineffizienzen in Kauf nehmen.

2—Freier Kapitalverkehr ist im Prinzip auch für Geber- und Empfängerländer effizienzsteigernd.

Das Kapital wandert dorthin, wo seine Produktivität am grössten ist. Trotzdem kann es ökonomische Begründungen für nationale Restriktionen der Kapitaleinfuhr (weniger der Kapitalausfuhr) geben. So kann zum Beispiel ein überdimensionierter Kapitalzufluss die Konjunktur überhitzen oder eine «asset price inflation» auslösen. Die Lex Koller ist ein schweizerisches Beispiel für Restriktionen beim Erwerb von Liegenschaften durch Ausländer.

3—Freizügigkeit für Arbeitskräfte ist international eine Rarität. Das Asylrecht will zumindest politisch Verfolgte in menschenrechtsverachtenden Staaten aus humanitären Gründen aufnehmen. Ungehemmte Zuwanderung von Arbeitskräften ohne politische Motive ist jedoch weder ein Menschenrecht noch eine gängige Praxis in einem multilateralen Freihandelssystem wie der Welthandelsorganisation.

4—Wenn sich in einzelnen Ländern wachsende Ungleichgewichte in den Leistungs- oder Kapitalverkehrsbilanzen entwickeln, muss die Korrektur durch eine Anpassung des

Wechselkurses im Sinne einer Abwertung oder Aufwertung der eigenen Währung erfolgen, am besten durch flexible Wechselkurse.

5—Einheitswährungen in grossen Nationen wie etwa den USA mit ebenfalls grossen strukturellen Unterschieden und grossen Lohndifferenzen brauchen natürlich im nationalen Rahmen die freie Mobilität der Arbeitskräfte und Firmen für den Ausgleich. Unterstützt wird dieser durch einen automatischen oder gezielten Finanzausgleich auf Bundesebene.

6—Die EU hat den kapitalen Fehler gemacht, mit der Einführung des Euro den Mechanismus der Währungsaufwertung oder -abwertung aus der Hand zu geben, ohne die Finanzpolitik in einem Bundesstaat realisieren zu können. Die ganze Anpassungslast struktureller Divergenzen muss daher von der Aus- und Einwanderung bewältigt werden, was schon aus sprachlichen, kulturellen und historischen Gründen nicht funktionieren kann. Dort, wo es trotzdem

so läuft, regt sich prompt politischer Widerstand, etwa gegen die Entvölkerung von Ostdeutschland oder die Zuwanderung aus Rumänien nach Grossbritannien oder Frankreich.

7—Was hat das mit der Schweiz zu tun? Auf den ersten Blick gar nichts, denn wir sind nicht in der EU und schon gar nicht beim Euro dabei. Aber die EU ist unser wichtigster

Wirtschaftspartner, mit dem wir eine ganze Serie von bilateralen Verträgen primär zum freien Marktzugang abgeschlossen haben. Ein zentraler Vertrag betrifft die Freizügigkeit. Dass wir die Freizügigkeit einseitig aufgeben oder grundlegend abändern können, ist zumindest vordergründig zu verneinen (Guillotineklause). Da wir jedoch noch den eigenen Franken haben, könnten wir einseitig und souverän die Untergrenze für den Euro aufheben und den Wechselkurs als wichtigsten Mechanismus für das «richtige» Wachstum und den «richtigen» Strukturwandel in der Schweiz wieder freigeben. Die Aufwertung würde die Zuwanderung automatisch bremsen oder wie in den frühen siebziger Jahren eine Abwanderung auslösen. Hier wäre die Schweiz absolut souverän, aber de facto haben wir uns mit der Untergrenze von Fr. 1.20 dem Euro-Land freiwillig angeschlossen, was etwa Grossbritannien als EU-Mitglied nie tun würde. Eine Frankenaufwertung wäre die marktnähere Lösung als die Wiedereinführung von verpolitisierten Kontingenten.



Gefässerweiterung

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn einer Zeitschrift gar nichts mehr einfällt, dann macht sie eine Liste. Okay, machen wir.

Was Sie gerade lesen, ist ein Gefäss. Ein Gefäss ist ein journalistischer Beitrag, der sich in einer Publikation oder einem Programm regelmässig zur gleichen Zeit, am gleichen Ort und in gleicher Form wiederholt.

Dieses Gefäss zum Beispiel erscheint immer im gleichen Blatt, immer donnerstags, immer auf derselben Seite, immer auf zwei Spalten.

Gefässe sind ein schwieriges Metier, weil sie sich schnell abnutzen. Aber es gibt ein paar schöne, langlebige Beispiele. Hier, in aufsteigender Reihenfolge, die Liste der zehn interessantesten Gefässe der Schweiz.

10 — «**Bonjour**». Die erste Seite der *Bilanz* gehört immer Peter Gut. Der Karikaturist zieht in der Rubrik «Bonjour» die Politiker und Manager zeichnerisch durch den Kakao. Diesmal etwa tapst FDP-Präsident Philipp Müller in einem gelben Frotteeanzug durchs Revier. Amüsant.

9 — **Kolumne Binswanger**. Gedankenschwere Depression, intellektueller Abscheu. Jeden Samstag leidet Daniel Binswanger im *Magazin* genussvoll an der Schweiz. Alles ist elend, alles verdorben. Ein Kultgefäss für alle, die kleinmütig noch an die Zukunft glauben. Lesenswert.

8 — **«Wort zum Sonntag»**. Jeden Samstag um 20.00 Uhr schwadroniert auf SRF 1 der Pfarrer oder die Pfarrerin. Die Sendung gibt es seit 1954, also gleich lang wie das Fernsehen. Das Sendekonzept besteht darin, dass all die Pfarrer und Pfarrfrauen so unglaublich «modern» sind. Himmlisch.

7 — **«Editorial» von Masüger**. Sonntagszeitungen sind ideal für Kolumnen, weil sie Zeit haben. Am meisten überzeugt eine Rubrik aus der Provinz. Andrea Masüger von der Bündner Ausgabe der *Schweiz am Sonntag* ist der Leitartikler, der sonntags mit kühler Prägnanz auffällt. Präzis.

6 — **«Glogger mail»**. Jeden Tag schreibt Helmut-Maria Glogger im *Blick am Abend* eine Mail an eine bedeutsame Person. Die bedeutsame Person ist dann meist betupft. Glogger ist frech, aber nicht untergriffig. Er ist ein alter Hase im Geschäft, mit dem Humor des alternen Hasen. Heiter.

5 — **«Editorial» von Köppel**. Wir kommen nicht um das Gefäss von Köppel herum. Sein Editorial in der *Weltwoche* ist die wöchentliche Posaune des Profi-Patrioten. Inzwischen liest Köppel seine Gedanken bereits an Vortrags-tourneen vor. Hoffentlich fängt er nicht an, sie vorzusingen. Imposant.

4 — **Die Girls**. Sie heissen Tatjana oder Saskia oder Manuela. Die täglichen «Seite-1-Girls» im



Grosserfolg: «Seite-1-Girls» im *Blick*.

Blick sind das einzige journalistische Gefäss, bei dem auch die Körbchengrösse einsehbar ist. Es ist auch darum ein Grosserfolg, weil die Mädchen zusätzlich online zu begutachten sind. Hübsch.

3 — **«Auf einen Espresso mit Frank A. Meyer»**. Kein anderes Gefäss ärgert Journalisten mehr. Ringiers CEO Marc Walder interviewt wöchentlich seine Edelfeder Frank A. Meyer in der *Schweizer Illustrierten*. Meyer erklärt beim Kaffee jeweils die Welt von Berlin bis Bern. Man liest es speziell gern, weil man weiss, dass alle andern Journalisten sich zugleich ärgern. Beschwingt.

2 — **«Die andere Presseschau»**. Immer werktags, um 8.50 Uhr und um 13.45 Uhr, liefert Peter Schneider auf SRF 3 seine satirische Persiflage zur aktuellen Presse. Politisch unkorrekt, anders als sonst üblich im Staatsradio, macht sich Schneider auch über geborene Gutmenschen lustig, etwa über Antirassisten, Veganer und Sozialbezügler. Einzigartig.

1 — **«Reflexe»**. Die Kommentare haben immer 42 Zeilen und maximal 2000 Anschläge. Es gibt, ausser montags, täglich drei davon. Die drei Kommentare der *NZZ* erscheinen unter dem altväterischen Titel «Reflexe», und sie decken von der Krim-Krise bis zum Steuerstreit alles ab, was relevant ist auf dieser Welt. Die *NZZ* liefert die beste Rubrik des Landes. Fabulös.

Der Papst

Von Beatrice Schlag — Ein Gastrokritiker als Chronist.

Jonathan Gold ist so umfangreich, dass er vermutlich jede Hoffnung auf eine Diät längst beiseitegeschoben hat. Abgesehen von seiner Körperfülle sind seine zotteligen langen Haare und sein blondgrauer Schnauz so auffällig, dass die Vorstellung, er könnte an irgendeinem öffentlichen Esstisch in Los Angeles etwas bestellen, ohne erkannt zu werden, geradezu rührend ist. Was den Mann so aussergewöhnlich macht, ist, dass das nicht ins Gewicht fällt.



Jonathan Gold, der als erster Journalist für die in der Branche nicht besonders hochangesehene Kategorie Gastrokritik vor sieben Jahren mit einem Pulitzerpreis geehrt wurde, hat einen anderen Ehrgeiz, als anonym in Nobel-lokalen einzukehren. Er beschreibt die Entwicklung der Stadt anhand der sich ständig erneuernden Essszene. Dass er von teuren Restaurants schwärmt, ist die Ausnahme. Meist sind die Köstlichkeiten, die er preist, spottbillig und den meisten unbekannt. Interessantes Essen, sagt Gold, entstehe meist aus Armut. Was den in South L. A. Geborenen an seiner Stadt kulinarisch am meisten begeistert, sind Imbissstände, *food trucks* und winzige Lokale, in denen Latinos, Koreaner, Usbeken, Thais oder muslimische Chinesen die Küche ihrer Herkunftsorte fast unverändert weiterpflegen.

Sie kochen vor allem für ihresgleichen, aber nicht nur. Sobald Jonathan Gold, inzwischen über die Stadtgrenzen hinweg eine Legende, über sie berichtet hat, kommen auch seine Fans. Für sie, schrieb der *New Yorker*, hätten Golds Kolumnen in der *Los Angeles Times* den gleichen Status wie die *New York Times* für politisch Interessierte.

Los Angeles ist kein *melting pot* wie New York. In Los Angeles gibt es genug Raum, man kann unter sich bleiben. Das, sagt Gold, sei kulturell vielleicht bedauerlich, aber für Anhänger der authentisch ethnischen Kochtradition ein Paradies. Es gibt wenig bessere Tipps als seine, um Los Angeles kennenzulernen. Man erfährt von ihm, wer krossen Schweinebauch und wer lebendige Kraken zubereitet, wo neue Zuzüger aus dem Ausland sich niedergelassen haben und was die Vorzüge ihrer Küche sind. Aber noch mehr, als wo man isst, lernt man, wo man isst.

Leserbriefe

«Der tiefe Fall des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich sollte auch zum Lernen verleiten.» Ruedi Wäger



«Das Abstimmungsverhalten des Parlamentariers rächt sich.»

Letzte Bastion

Nr. 15 – «Da geht das Herz etwas schneller»;
Philipp Gut über den Fall Mörgeli

Der Fall Mörgeli zeigt exemplarisch, wie ein Bürger in der Schweiz von der allmächtigen Staatsverwaltung demontiert werden kann. Nun rächt sich das eigene Abstimmungs- und Auswahlverhalten des Parlamentariers bitter, hat dieser es doch versäumt, ein starkes Verfassungsgericht zu schaffen, welches die Staatsgewalt in die Schranken weisen kann. So bleibt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die letzte Bastion des Bürgers. Dass das Bundesgericht selber nicht mehr in der Lage ist, einen Sachverhalt integral zu überprüfen, haben wir auch dem Parlament zu verdanken. Es wäre an der Zeit, zu merken, dass nur starke eigene Richter fremde Richter überflüssig machen.

Rémy Wyssmann, Zwischenflüh

Der tiefe Fall des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich sollte auch zum Lernen verleiten. Dieser Intrigantenstadel hat keinen Platz mehr und sollte sofort aufgehoben werden. Ich habe noch nie einen Patienten gesehen, dessen Heilung oder Lebensqualität von diesem Institut positiv beeinflusst wurde, und ich kenne keine akademische Arbeit aus diesem Institut, die ein Glanzlicht setzen würde. Also: ganz einfach pure Verschleuderung von Steuergeldern. Massnahme: Institut ersatzlos schliessen.

Wie wollen wir unseren Steuerzahlern vermitteln, dass sie mit ihrer harten Arbeit ein solches Institut finanzieren sollen? Die Medizinische Fakultät der Universität hat weltweit zu Innovationen und zum Fortschritt der Medizin in vielen Bereichen beigetragen, zum Beispiel in der inneren Medizin, in der Kardiologie, in der Herzchirurgie und in anderen Bereichen. Was wollen/sollten wir vom Medizinhistorischen Institut erwarten? Sicher keine Innovationen, sicher keinen Patientennutzen, sicher keine Vorbildfunktion. Alles Gründe, um die Kosten zu sparen und die Steuerzahler zu entlasten: Wir wollen Geld ausgeben, aber für Projekte, die nützlich sind.

Ruedi Wäger, Vandæuvres

In der letzten *Weltwoche* wurde in Text und Faksimile aus den Ermittlungsakten des Staatsanwaltes in Sachen Condrau/Ritzmann/Wolff zitiert. Dazu gehört auch der Mail-Verkehr zwischen Iris Ritzmann, stellvertretende Direktorin des Medizinhistorischen Instituts, und Iwan Städler, Journalist des *Tages-Anzeigers*. Darin empfiehlt Ritzmann, Städler solle sich als mögliche Auskunftsperson gegen mich an Aline Birgelen-Jaggy wenden. Frau Birgelen-Jaggy war damals meine Doktorandin, und sie ist es noch heute. Ich lege grossen Wert auf die Feststellung, dass sie weder damals noch später in irgendwelcher Weise gegenüber Städler oder andern Journalisten negativ gegen mich ausgesagt hat. Aline Birgelen-Jaggy

hat sich nicht die geringste Illoyalität oder gar Ungesetzlichkeit zuschulden kommen lassen.
Christoph Mörgeli, Stäfa

Schwachstromfakultäten

Nr. 15 – «Propaganda academica»;
Alex Reichmuth über Schweizer Universitäten

Danke für den Artikel. Damit sehen wir, für welche Pseudo-Intelligenzija wir Steuergelder ausgeben, um uns mit Meinungsterror beglücken zu lassen. Den Vogel dürfte Andreas Brenner abgeschossen haben, und zwar damit, anderen totalitäres Verhalten vorzuwerfen, dieses aber selber zu praktizieren (Zweifel an Klimatheorien = Verbrechen). Ihm dürften die nötigen Physikkenntnisse zu einer tieferen Beurteilung fehlen, was ihn aber als «Philosoph» nicht davon abhält, seine Sichtweise für göttlich-richtig zu halten.

Harley W. Jetzer, Remetschwil

Die Unis sind überlastet mit Schwachstromfakultäten und deren Dozenten und Professoren, die diesen Titel nicht verdienen. Die Schweiz ist nicht durch linke Träumer zu Wohlstand gekommen, sondern durch Menschen mit guten Ideen und harter Arbeit.

Kurt Hollenstein, Oberbüren

Etwas fehlt

Nr. 15 – «Gaucks Flüchtlinge»;
Editorial von Roger Köppel

Ihren Artikel über Gaucks Berner Rede, bei der ich selbst zugegen war, kann ich einfach nicht unwidersprochen lassen. Originaltext Gauck: «Auch wenn die Schweiz nicht immer alle Flüchtlinge und Verfolgten hat aufnehmen können und obwohl sie – wie ich es aus schweizerischen Debatten der Vergangenheit entnommen habe – in Zeiten der deutschen NS-Diktatur nicht offen genug war [...]» Sie machen daraus: «Auch wenn die Schweiz nicht immer alle Flüchtlinge und Verfolgten hat aufnehmen können und obwohl sie [...] in Zeiten der deutschen NS-Diktatur nicht offen genug war [...]», lassen also gerade die Parenthese, mit der Gauck zum Ausdruck gebracht hat, dass die Aussage des zweiten Halbsatzes nicht seine eigene Meinung darstellt, aus.

Da ich nicht glauben will, dass Sie die Rede nur oberflächlich gelesen haben, denn schliesslich ist sie Thema Ihres Artikels, muss ich annehmen, dass es sich um ein bewusstes Auslassen handelt. Es bleiben gerade noch die Feigenblätter der beiden Klammern und Pünktchen, die zeigen, dass etwas fehlt. Was Sie ausgelassen haben, entkräftet aber vollständig Ihre Kritik an Gaucks Worten. Er erlaubt sich nur, darauf hinzuweisen, dass er aus schweizerischen Debatten weiss, dass ...

Der Schluss, den ich als Leser für das Blatt und für die Art der Kommentierung daraus ziehen muss, ist nicht besonders positiv, und ich hätte ihn gerne von Ihnen entkräftet. Gerade Joachim Gauck passt so gar nicht in das geliebte Feindbild «von dem» Deutschen!

Holger Fox, Astano

Das Schweigen der Journalisten nach Gaucks Rede hatte seine Ursache in der Erkenntnis, dass sich absolut nichts geändert hat. Deutsche Politik war, ist und wird immer alternativlos, unausweichlich und trostlos sein. Die teutonischen Totschlagargumente sind überall im Einsatz. Ob es die Milliardenzahlungen an Griechenland sind, das geeinte Europa oder die eigene Gesundheitsreform. Die Politikverdrossenheit deutscher Politiker ist sprichwörtlich. Unser Kleinstaat ist von fünf EU-Staaten umzingelt. Deutschland ist nur einer davon. Warum sollten wir die BRD anders behandeln als die restlichen 27 Mitglieder dieses Vereins?

Peter Meier, Volketswil

Historische Bedeutung

Nr. 15 – «Plötzlich diese Weite»; Peter Hartmann über den neuen Sechseläutenplatz

Muss ein Platz nur schön sein? Die Frage drängt sich hier auch unter Einbezug der Kostenwahrheit auf. Bis vor nicht allzu langer Zeit gab es in Zürich eine Sechseläutenwiese, die mit Bezug auf Bundesrat Wahlens Anbauschlacht auch eine historische Bedeutung erlangt hatte. Vielleicht nicht gezielt – aber immerhin – wurde diese Wiese in den Begriff Platz umgeformt, so dass heute eigentlich niemand mehr genau weiss, was damit inhaltlich genau gemeint ist. Und dann kam die grüne «Grün Stadt Zürich»-Vorsteherin Ruth Genner, die diese etymologische Übung in die Wirklichkeit umsetzte und die Wiese radikal entgrünte. Während ihre Bäume fallende Vorgängerin Kathrin Martelli den in seiner Erscheinungsform einmaligen Asphalt pries, der die Lücken am Paradeplatz ausgleichen sollte, war es bei Frau Genner der Bündner Quarz, dessen wirklich edles Outfit die sündhaften Kosten vergessen lassen sollte.

Weder Bündner Quarz noch Velotauglichkeit sind aber eigentlich grün. Was die Kosten betrifft, wurden die im Artikel erwähnten 17,2 Millionen Franken für die Neugestaltung des Platzes veranschlagt, weitere 10,25 Millionen aber für die Erneuerung der Platz- und Strassenentwässerung sowie die Sanierung der Werkleitungen und des Oberbaus der umliegenden Strassen. Es wäre sehr verwunderlich, wenn die entsprechenden Anlagekosten für das vorgesehene Wasserspiel nicht in diesem zweiten erwähnten Paket enthalten wären.

Hans Christian Müller, Zürich

Geschmacksverirrung

Nr. 15 – «Hafenkäse»; Roger Köppel über den Zürcher Hafenkran

Als Baselbieter Steuerzahler könnte es mir gleichgültig sein, wofür die Zürcher Steuergelder verschwendet werden. Um möglichen Eskapaden in Baselland präventiv zu begegnen, möchte ich meine Solidarität mit der vermutlich überwiegenden Mehrheit der Zürcher Steuerzahler zum Ausdruck bringen, die diesen als vermeintliches Kunstobjekt deklarierten Schrotthaufen als beispiellose Geschmacklosigkeit betrachten und kein Verständnis haben, dass die Zürcher Regierung das Projekt bewilligt hat. Die Touristen werden sich über die Geschmacksverirrung wundern. Dem Künstlerprojektteam kann's egal sein. Hauptsache, die Steuergelder fließen.

Reinhard Blecher, Aesch

Briefmarken auf Englisch

Nr. 15 – «Sale!»; Max Frenkel über englische Ausdrücke in der Schweiz

Max Frenkel stösst sich daran, dass in der Schweiz mit ihren vier Landessprachen immer öfter englische Ausdrücke verwendet werden. In den Schulen sind Bestrebungen im Gange, im Fremdsprachenunterricht Englisch den Vorrang zu geben. Auch bei der Post dominiert trotz Lippenbekenntnissen Englisch nach wie vor. Bei den von der Post am 6. März herausgegebenen Briefmarkenserien waren nicht weniger als zwei ausschliesslich in Englisch beschriftet (150-jähriges Bestehen der diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Japan sowie Internationales Jahr der Kristallografie 2014). Briefmarken sind die Visitenkarte eines Landes. Die Schweiz genießt weltweit viel Sympathie wegen ihres föderalen Aufbaus und ihrer vier Landessprachen. Dies sollte auch auf den Briefmarken zum Ausdruck kommen.

Jakob Kubli, Netstal

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich in einem Schweizer Fachgeschäft von einem qualifizierten Verkaufberater beraten lassen, um das Produkt anschliessend im nahen Ausland, wo die Beratung wohl einiges schlechter, das gleiche Produkt aber einiges günstiger ist, zu kaufen?
Jeremias Zürcher, Magden

Es handelt sich dabei um einen klassischen Fall von sogenannter *bad form*. Oder, anders ausgedrückt, es ist nicht verboten, aber einer solchen Handlung fehlt jede Klasse. Das Problem: Jeder macht es oder hat es, wenigstens, bereits einmal gemacht. Doch um nicht kulturpessimistisch zu werden: Fachgeschäfte werden nicht ganz verschwinden aus der Schweiz, genauso wenig wie Zeitungen und Zeitschriften. Denn die meisten Kunden wissen nicht, was sie wollen. Deshalb werden Fachgeschäfte (und Redaktionen) zwar den Kunden (Leser), der weiss, was er will, der es bloss noch beschaffen muss, verlieren. Aber den, dem man sagen und zeigen muss, was er will, wird man behalten können – und von denen gibt es mehr. Und sollte ich falsch liegen mit meiner Einschätzung: Ich habe immerhin das Wort Nein nicht in mein Herz gelassen.
Mark van Huisseling

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Anweisungen von ganz oben

Die Zürcher Universitätsaffäre erfasst die hohe Politik: SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli gab der Uni-Leitung die Entlassung Christoph Mörgelis vor. Dies zeigen Akten der Staatsanwaltschaft, die der *Weltwoche* vorliegen. Der Skandal weitet sich aus. Von Philipp Gut



Die Uni-Leitung vollstreckte nur, was Aepplis Bildungsdirektion wollte: ehemaliger Uni-Rektor Fischer (l.), Bildungsdirektorin Aeppli.

Am 16. September 2012 überraschte die Zeitung *Der Sonntag* mit einer Sensationsschlagzeile auf Seite eins: «Universität entlässt Professor Mörgeli». Das geplante Mitarbeitergespräch vom folgenden Freitag – so Verfasser Christof Moser – werde zum «Austrittsgespräch». Mörgeli solle fristlos entlassen werden, dies ergäben «*Sonntag*-Recherchen». Das Blatt stellte die angekündigte Entlassung in einen politischen Zusammenhang: «Mit dem beruflichen Absturz von Professor Mörgeli bröckelt auch ein politisches Monument. Wie kaum ein Zweiter neben Christoph Blocher dominierte der Zürcher SVP-Nationalrat in den letzten 15 Jahren die Schweizer Politik.» *Der Sonntag* hob zu einer Art Nachruf an: Mörgeli habe den Aufstieg Blochers seit 1977 so eng begleitet wie kein Zweiter. «Es scheint, als würden die beiden mächtigsten Politiker des Landes auch wieder gemeinsam untergehen.»

Im Editorial doppelte Chefredaktor Patrik Müller nach: «Mörgelis Autorität ist nun innert weniger Tage zertrümmert worden», er wirke «wie eine tragische Figur», so Müller.

Sind Aargauer Journalisten Hellseher?

Die Nachricht von der angeblich bevorstehenden Entlassung Mörgelis verblüffte. Sie war im Ton absoluter Sicherheit verfasst, kein Hauch eines Fragezeichens relativierte die Meldung. Für den *Sonntag* war die Entlassung des SVP-Nationalrats und damaligen Konservators am hauseigenen Museum des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich eine felsenfeste Tatsache.

Das ist merkwürdig. Denn die Universitätsleitung mit dem damaligen Rektor Andreas Fischer an der Spitze trat erst am folgenden Tag, am Montag, den 17. September, zusammen, um über das weitere Vorgehen zu beraten. Erst

an diesem Montag beschloss die zuständige Uni-Leitung Mörgelis Entlassung. *Der Sonntag* vermeldete also apodiktisch und – wie sich nachträglich zeigen sollte – bis ins Detail korrekt, was die allein befugte Stelle, die Uni-Leitung, gar noch nicht besprochen und erst recht nicht entschieden hatte.

Etwas konnte hier nicht stimmen. Die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft, die der *Weltwoche* vorliegen, bringen jetzt Licht ins Dunkel. Sichtbar werden brisante Fakten. Die Spur der Ermittler führt direkt in die Chefetage der Zürcher Politik und Verwaltung: zu Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP) und Hochschulamtschef Sebastian Brändli (ebenfalls SP).

Die entscheidende Frage in diesem Fall, der immer mehr zu einem Polit-Thriller wird, der bis in die Regierung hinaufreicht, lautet demnach: Wie ist es möglich, dass *Der Sonntag* fünf

Tage vor Mörgelis Entlassung bereits felsenfest sicher war, dass diese auch ausgesprochen werden würde? Chefredaktor Müller wie auch der federführende Journalist Moser betonten später, sie hätten sich auf völlig hieb- und stichfeste Quellen abstützen können. Dies ist umso erstaunlicher, als der Entscheid zu Mörgelis Entlassung im Kreis der Universitätsleitung wie gesagt erst am Montag, den 17. September 2012, erfolgte. Also erst nach der Meldung im *Sonntag*, der die Neuigkeit bereits am Samstag, den 15. September, im Internet verbreitet hatte. Sind die Aargauer Journalisten Hellseher?

Die Ermittlungsakten halten eine andere Erklärung bereit. Die Universität Zürich erstattete am 19. September 2012 Strafanzeige gegen unbekannt wegen Amtsgeheimnisverletzung im Fall *Tages-Anzeiger*, der eine mit vertraulichen Aussagen gespickte Kampagne gegen Christoph Mörgeli fuhr. Gleichzeitig reichte die Uni eine zweite Anzeige ein wegen der vorzeitigen Publikation der Entlassung Mörgelis durch den *Sonntag*.

Aeppli war stets im Bild

Journalist Christof Moser erklärte gegenüber der Staatsanwaltschaft am 23. Juli 2013 auf eine entsprechende Frage schriftlich: «An den Recherchen zur Causa Mörgeli war niemand sonst ausser ich selbst beteiligt.» Diese Seite wäre also geklärt. Aber wer war Mosers Quelle? Die Telefon- und Mail-Überprüfung durch die Staatsanwaltschaft ergab als einzigen Kontakt von Journalist Moser zum Bereich Hochschule/Universität einen prominenten Namen: Sebastian Brändli. Dieser übt mehrere wichtige Funktionen aus: Er ist Chef des Zürcher Hochschulamts, zugleich Sekretär des Universitätsrats – des strategischen Führungsorgans der Uni –, und er gilt als starker Mann in der Bildungsdirektion von SP-Regierungsrätin Regine Aeppli.

Im Kanton Aargau, dem Stammgebiet des *Sonntags*, war Brändli früher Stabschef im kantonalen Erziehungsdepartement gewesen. Für die SP sass er im Zürcher Kantonsrat. Sozialhistoriker Brändli hat mit einer medizingeschichtlichen Dissertation promoviert und ist mit Professor Flurin Condrau, dem Leiter des Medizinhistorischen Instituts und Gegenspieler Christoph Mörgelis, bestens bekannt seit gemeinsamen Tagen am Lehrstuhl von Rudolf Braun. Condrau suchte von Beginn seiner Tätigkeit in Zürich Kontakt mit Brändli und tauschte sich mit ihm regelmässig schriftlich und mündlich über das Vorgehen im Fall Mörgeli aus. Stets im Bild war damit auch – wie sich zeigen sollte – Brändlis Parteikollegin und Chefin Regine Aeppli.

Sonntag-Redaktor Moser nahm gemäss polizeilichen Auswertungen zum ersten Mal am Donnerstag, den 13. September 2012, um 15.36 Uhr per E-Mail mit Brändli Kontakt auf



Einzigster Informant: Amtschef Brändli.

(insgesamt gab es im Vorfeld der Publikation vier Mail-Kontakte). Um 16.15 Uhr rief Brändli Journalist Moser auf dessen Handy zurück. Um 22.39 Uhr erreichte Brändli eine weitere E-Mail von Moser. Am Freitag, den 14. September 2012, sprach Brändli ab 10.46 Uhr geschlagene 48 Minuten lang mit Moser über den Fall Mörgeli, wie die Überwachungsdaten der Ermittlungsbehörden zeigen. Um 15.36 Uhr rief er Moser nochmals auf dessen Handy an. Am Samstag, den 15. September 2012 erhielt Brändli um 11.21 Uhr nochmals eine Mail, und um 17.29 Uhr schliesslich die Endversion des geplanten Zeitungsartikels. Kurz darauf vermeldete *Der Sonntag* online die sensationelle Vorausschlagzeile von der bevorstehenden Entlassung Mörgelis. Brändli kannte den Entlassungsartikel vor der Publikation also im vollen Wortlaut – wie auch *Tagi*-Informantin Iris Ritzmann die Artikel der *Tages-Anzeiger*-Kampagne vor deren Erscheinen im Wortlaut gekannt hatte.

Bei der Einvernahme Sebastian Brändlis – dem es übrigens gemäss Eigenaussage in den Protokollen «super» ging – machte ihn der Staatsanwalt darauf aufmerksam, dass Moser seine Recherchen erst nach dem initialen *Tagi*-Artikel vom 11. September aufgenommen und ganz allein durchgeführt habe. Wörtlich sagte der Staatsanwalt: «Seine Informationen erhielt Moser zwangsläufig aus der Uni oder aus dem Hochschulamt. Er musste deshalb an die Uni und/oder das Hochschulamt gelangt sein. Im fraglichen Zeitraum hatte jedoch kein einziger Angehöriger der Uni Kontakt zu Moser, weder telefonisch noch per Mail. Und beim Hochschulamt hatten lediglich Sie Kontakt zu Moser, und zwar mehrfach. Vor diesem Hintergrund drängt sich die Frage geradezu auf: Hat Moser die fraglichen Informationen von Ihnen erhalten?»

Brändli stritt ab, obwohl die ermittlungstechnische Überwachung sonst keinen einzigen Kontakt aus der Uni oder dem Bildungsdepartement zu *Sonntag*-Journalist Moser ergab. Der Hochschulamtschef und Sekretär des Universitätsrats behauptete gegenüber dem Staatsanwalt sogar, er habe in den diversen dokumentierten Kontakten nur versucht, Journalist Moser von seiner Geschichte abzubringen. Das wirkt ungläubwürdig. Spricht ein Chefbeamter persönlich und mehrfach mit einem Journalisten – einmal sogar 48 Minuten lang –, und schreibt er ihm mehrere E-Mail-Nachrichten, nur um ihm zu sagen, dass das, worüber sie so intensiv diskutieren, gar keine Geschichte sei?

Als der Staatsanwalt vorschlug, Brändli solle Moser ermächtigen, auf den Quellenschutz zu verzichten, damit dieser als Zeuge zu seinen Kontakten aussagen könne, weigerte sich Brändli denn auch strikt: «Ich bin der Mei-



Kein Hauch eines Fragezeichens: *Sonntag*-Schlagzeile vom 16. September 2012.

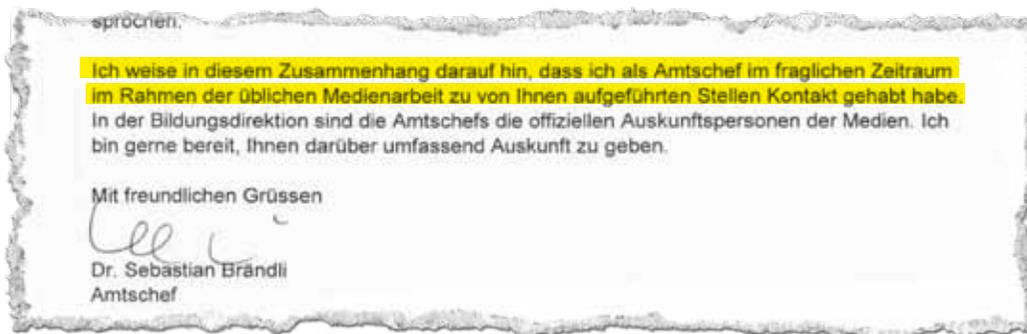
Verrechnete Verbindungsdaten Voice

Datum : 05.03.2013

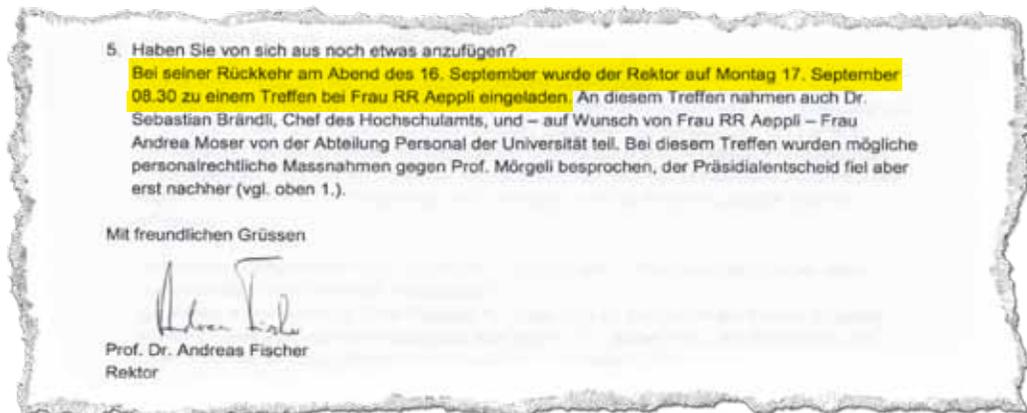
Verbindungsdaten für Anschluss : 044

Datum	Zeit	Dauer	Betrag CHF	Rufnummer	Angenommener TN
13.09.2012	16:15:20	00:09:24	2.56	043	079
14.09.2012	10:46:09	00:48:19	13.11	043	079
14.09.2012	15:36:42	00:03:54	1.06	043	079
Total 3 Verbindungen		01:01:37	16.73		

Reger Kontakt: Telefonüberwachung von Amtschef Brändli und *Sonntag*-Journalist Moser.



Spätes Eingeständnis: Chefbeamter Brändli im Staatsanwalts-Protokoll.



«Auf Wunsch von Frau RR Aepli»: damaliger Uni-Rektor Fischer bei der Einvernahme.

nung, dass ich nicht in diese Richtung verpflichtet bin», sagte er gemäss Protokoll. Auch Brändlis Rechtsvertreter Peter Bettoni unterstützte den Chefbeamten in dieser Verweigerungshaltung gegenüber der staatsanwaltlichen Wahrheitsfindung.

Tatsache bleibt: Der einzige Informant des *Sonntags* in dieser Geschichte ist nach den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Sebastian Brändli. Die kantonale Verwaltung versuchte deshalb über längere Zeit hartnäckig, die Ermittlungen zu hintertreiben. Nachdem der Staatsanwalt das Hochschulamt am 21. Januar 2013 ersucht hatte, die Anschlüsse zu Christof Moser vom 11. bis 15. September 2012 zu überprüfen beziehungsweise überprüfen zu lassen, musste Brändli am 7. Februar 2013 zugeben, dass er «als Amtschef im fraglichen Zeitraum im Rahmen der üblichen Medienarbeit zu von Ihnen aufgeführten Stellen Kontakt gehabt» habe. Rudolf Hoffmann, Rechtsverantwortlicher in Brändlis Hochschulamt, hatte zuvor verlauten lassen, die Staatsanwaltschaft könne die Verbindungsdaten «in diesem Fall nicht ohne Weiteres verlangen». Doch die Ermittler blieben hart und kamen schliesslich doch noch zu den verlangten, zu Brändli führenden Telefon- und E-Mail-Nachweisen.

Damit wären die Vorgänge geklärt, welche die Universität zu ihrer Anzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung im Fall *Sonntag* veranlassten. Das bisherige Ergebnis der Ermittlungen, wie es sich aufgrund der Einvernahmeprotokolle und der Überwachungsdaten der Staatsanwaltschaft ergibt, kommt einem politischen Donnerschlag gleich. Die Anzeige der

Uni betrifft nicht irgendeine untergeordnete Charge in der steilen akademischen Hierarchie, sondern einen Mann, der in Personalunion oberster Hochschulbeamter wie auch Sekretär des Universitätsrats, des strategischen Führungs- und Kontrollorgans der Uni, ist: Sebastian Brändli, Parteikollege und Intimus von SP-Bildungsdirektorin Regine Aepli.

Das ist allerdings erst die eine Hälfte der erstaunlichen Ermittlungsbefunde. Die zweite,

Das SP-Duo Aepli/Brändli stellte Uni-Rektor Andreas Fischer vor vollendete Tatsachen.

mindestens so brisante verbirgt sich in der Frage, weshalb *Der Sonntag* bereits am Samstag, den 15. September, online die Entlassung von Christoph Mörgeli verkünden konnte, wenn doch die ausschliesslich zuständige Uni-Leitung erst zwei Tage später, also am Montag, den 17. September 2012, den Entlassungsentscheid fällte.

Die Fakten, die in den Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft dokumentiert sind, legen den dringenden Verdacht nahe, dass der Entscheid, Mörgeli zu entlassen, nicht in der zuständigen Universitätsleitung, sondern zuvor in der SPgeführten Bildungsdirektion gefällt worden ist – unter unmittelbarer und aktiver Beteiligung von Regierungsrätin, Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Regine Aepli.

Aepli profilierte sich in der Affäre auffällig mit öffentlichen kritischen Äusserungen gegenüber Christoph Mörgeli. Dabei sagte sie mehrfach Dinge – entweder vorsätzlich oder aus

grandiosem Unwissen –, die nachweislich falsch sind. So behauptete sie am 19. September 2012 in der Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens fälschlicherweise, Mörgelis Bewährungsfrist von sechs Monaten sei jetzt abgelaufen, weshalb er sofort entlassen werden könne. In Tat und Wahrheit hielt eine gemeinsame Zielvereinbarung zwischen Konservator Mörgeli und Institutschef Flurin Condrau fest, dass am 21. September 2012 die sechsmonatige Bewährungsfrist erst beginnen sollte. Zuvor hatte Mörgeli versucht, mit Regierungsrätin Aepli telefonisch Kontakt aufzunehmen. Ohne Erfolg: Via ihre Sekretärin liess Aepli ausrichten, Mörgeli solle sich an die Universitätsleitung halten. Das war angesichts der realen Machtverhältnisse ein durchtriebener Ratschlag: Die Uni-Leitung vollstreckte nur, was Aeplis Bildungsdirektion ihr vorgab, wie die folgenden Ermittlungsergebnisse nahelegen.

Der damalige Rektor Andreas Fischer führte am 12. November 2012 gegenüber der Staatsanwaltschaft aus, dass er vom 7. bis zum 16. September 2012 im Ausland in den Ferien weilte. Die *Sonntag*-Meldung über die bevorstehende und offiziell noch nicht einmal beschlossene Entlassung Christoph Mörgelis musste den verantwortlichen Rektor ebenso überrascht haben wie den Rest der Nation. Personalrechtliche Schritte wurden seitens der Universitätsleitung vor Montag, den 17. September, nachweislich weder beraten noch beschlossen.

Allerdings wurde Rektor Fischer noch am Sonntag, den 16. September, als die Schlagzeile «Universität entlässt Professor Mörgeli» im Aargauer Sonntagsblatt aufblitzte, zu einem Treffen auf den folgenden Tag bei Regierungsrätin Regine Aepli geladen. Dieses fand am Montag, den 17. September 2012, um 8.30 Uhr statt. An der Zusammenkunft nahm auch Sebastian Brändli teil, der Hochschulamts-Chef und Sekretär des Universitätsrats, der gemäss Staatsanwaltschaft einzigen Quelle der prophetischen *Sonntag*-Schlagzeile. Auf ausdrücklichen Wunsch von Regierungsrätin Aepli war zudem Andrea Moser von der Uni-Personalabteilung mit von der Partie. Wohlgermerkt: Nicht Rektor Fischer hatte Universitätsmitarbeiterin Moser aufgeboten, sondern Bildungsdirektorin Aepli. Moser war keine Unbekannte in der Causa Mörgeli: Sie betätigte sich als eine Art juristische Ratgeberin von Mörgelis Chef und Gegenspieler Flurin Condrau und sprach sich regelmässig mit diesem ab.

Worum ging es bei dieser kurzfristig anberaumten Sitzung auf der Bildungsdirektion? Rektor Andreas Fischer sagt dazu in den Protokollen der Staatsanwaltschaft: «Bei diesem Treffen wurden mögliche personalrechtliche Massnahmen gegen Prof. Mörgeli besprochen, der Personalentscheid fiel erst nachher.» Formell ist das zweifellos richtig. Einzig die Uni-Leitung ist befugt, Professoren zu entlassen. Realistischer ist in Kenntnis der Vorgeschichte,

wie sie jetzt die staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsakten enthüllen, jedoch eine andere Lesart: Rektor Fischer erhielt von Bildungsdirektorin Regine Aeppli und deren Amtschef Sebastian Brändli zumindest das Plazet, wahrscheinlicher aber noch den Befehl zu Mörgelis Rauswurf. Fakt ist, dass Brändli der Zeitung *Der Sonntag* schon in der Vorwoche das detaillierte Drehbuch der Mörgeli-Entlassung diktiert hatte. Zu diesem Zeitpunkt wusste Rektor Fischer nach eigenen Angaben noch nichts von personalrechtlichen Massnahmen und erst recht nichts von einer Kündigung und sofortigen Freistellung Mörgelis. Der Ablauf der Geschehnisse drängt den Schluss geradezu auf: Das SP-Duo Aeppli/Brändli stellte Uni-Rektor Andreas Fischer vor vollendete Tatsachen.

Den formellen Entscheid zur Kündigung und Freistellung Mörgelis fällt Fischer laut eigener Aussage am Montag, den 17. September, über Mittag. «Die Präsidentin des Universitätsrats, Frau RR [Regierungsrätin, die Red.] Aeppli, wurde jeweils direkt orientiert», so Fischer in den Einvernahmeprotokollen. Damit war dem formellen Instanzenweg Genüge getan. In Tat und Wahrheit setzte der bedauernswerte Rektor wohl bloss um, was Bildungsdirektorin Regine Aeppli längst beschlossen und was ihr Chefbeamter, Vertrauter, Sekretär und Parteikollege Sebastian Brändli bereits Tage zuvor der Zeitung *Der Sonntag* gesteckt hatte.

Um die Vorgänge richtig einzuschätzen, muss man wissen, dass weder Regine Aeppli noch Sebastian Brändli in irgendeiner Funktion befugt sind, Einfluss auf die Entlassung von Universitätsprofessoren zu nehmen. Aeppli darf das weder als Bildungsdirektorin noch als Präsidentin des Universitätsrats, Brändli weder als Amtschef noch als Sekretär des erwähnten Rats tun. Das weiss eigentlich auch Regine Aeppli selber. «Die Personalfragen, um die es geht, gehören nicht zu den Aufgaben des Universitätsrats. In seiner Kompetenz sind nur Berufungen und die Wahl der Universitätsleitung», sagte sie in einem NZZ-Interview vom 12. November 2013. Weiter sagte Aeppli: «Ich habe mich bisher nie in einem Interessenkonflikt zwischen den beiden Funktionen befunden. Die Doppelfunktion vereinfacht den direkten Austausch: Als Bindeglied zwischen politischer Behörde und Universität ist sie eine bewährte Lösung.»

Neue Dimension im «Fall Mörgeli»

Angesichts der neuen Fakten, welche die Staatsanwaltschaft derzeit aufdeckt, ist das eine gewagte Behauptung. Dass sie ihre Machtstellung auch dazu missbraucht hatte, jenseits ihrer selber festgestellten Befugnisse einen unliebsamen Professor und politischen Antipoden aus dem Amt zu fegen, verschwieg Regine Aeppli im zitierten Interview wohlweis-

lich. Schon allein die besänftigende Version von Rektor Fischer, er sei zu Aeppli zitiert worden, um «mögliche personalrechtliche Massnahmen gegen Prof. Mörgeli» zu besprechen, stellte eine unzulässige Kompetenzüberschreitung dar. Weder in ihrer Funktion als Bildungsdirektorin noch als Universitätsratspräsidentin steht es Aeppli zu, auf Entlassungsentscheide des dafür allein zuständigen Uni-Rats einzuwirken.

Auf die weitere Entwicklung des Falls darf man gespannt sein. Nachdem die Universitätsleitung wegen der Amtsgeheimnisverletzung im Fall *Sonntag* eine Strafanzeige eingereicht hat, sieht sie sich nun in die unerwartete Lage versetzt, dass sich diese Anzeige nicht gegen irgendwen richtet, sondern in der Person von Sebastian Brändli gegen den für das Hochschulwesen zuständigen Chefbeamten, der erst noch als Sekretär des Universitätsrats fungiert, also des obersten Aufsichts- und Kontrollorgans der Uni. Wie die Ermittlungsakten zeigen, kooperierte Brändli zudem aufs engste mit seiner doppelten Chefin Regine Aeppli. Was als Fall Mörgeli vergleichsweise niederschwellig auf Professorenstufe begonnen hat, erreicht endgültig die höchste Eskalationsstufe: das Uni-Aufsichtsgremium, den zuständigen Chefbeamten Sebastian Brändli und last, but not least die verantwortliche politische Chefin, Bildungsdirektorin Regine Aeppli. ○

Sunrise

FREEDOM FÜR ALLE.

MEIN ABO WECHSELN, WANN ICH WILL.

Vergessen Sie Mindestlaufzeiten.

Sunrise Freedom gibt Ihnen die Freiheit, Ihr Handy-Abo zu wechseln, wann Sie wollen. So haben Sie immer das für Sie perfekte Abo. Infos auf sunrise.ch/freedom



Das macht Sinn. **Sunrise**

Essen in der Krise

Die Mahnung des Armeechefs zur privaten Vorratshaltung festigt die Schweizer Tradition von Widerstand, Autonomie und Selbstverantwortung. Darum lacht die Linke.

Von Urs Paul Engeler

Dass er höhnt und Armeechef André Blattmann, der einen privaten Notvorrat propagiert, für «übergeschnappt» erklärt, passt gut zu SP-Unflat Cédric Wermuth, der einen beträchtlichen Teil des Kantons Aargau im Nationalrat vertritt. Für einen unbedarften Linken muss der Private gar nichts vorsorgen; Leistungen hat der Staat zu erbringen. Und für einen internationalistischen Armeeschaffer muss auch der einzelne Staat nichts in die Sicherheit seiner Bürger investieren; diese Leistungen erbringen ja die lieben Nachbarländer.

Vorsorge für jeden

Die gleichen Kreise, die täglich die Gefahren erhöhter Radioaktivität und verstrahlter Lebensmittel an alle Wände malen, erklären nun Blattmanns Aufruf, für den Krisenfall Nahrungsmittel und Wasser zu lagern, zum reinen Humbug. Als 1986 nach dem Unfall in Tschernobyl in der Milch erhöhte Cäsium-Werte gemessen wurden, waren die Regale mit Milchpulver innert Tagen leergeräumt und viele Mütter mit Kleinkindern verzweifelt. Der Bund verzichtet explizit auf die Lagerhaltung von Milchpulver. Die Anti-AKW-Allianz begrüsst explizit die prophylaktische Zuweisung einer Notfallpackung Jodtabletten für jede Person, die im Umkreis von fünfzig Kilometern eines Kernkraftwerks wohnt oder arbeitet: Vorsorge für jeden Fall aller denkbaren Fälle.

Doris Leuthard empfahl einen umfangreichen, detailliert beschriebenen Notvorrat.

Als Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), damals Chefin des Volkswirtschaftsdepartements, erst 2010 die offizielle Bundesbroschüre «Ratgeber für Notsituationen» mit dem Aufruf einleitete: «Die Schweiz ist gut gerüstet für den Notfall. Sind Sie es auch?», blieb das Schütteln der Köpfe aus. Dabei empfahl sie als zuständige Ministerin allen Schweizern genau das Gleiche wie Armeechef Blattmann: einen umfangreichen, detailliert beschriebenen Notvorrat, bestehend aus neun Liter Wasser (pro Person), Fruchtsäften, mehreren Kilogramm haltbarer Lebensmittel von Reis bis Trockenfleisch, Spezialnahrung für Säuglinge, Futter für Haustiere, Batterien, Kerzen, Kocher, Hygieneartikel.

Damit alle Menschen befähigt werden, «sich optimal auf mögliche Notsituationen vor-



Optimale Vorbereitung: Armeechef Blattmann.



Liebe Nachbarn: C. Wermuth.



Gut gerüstet: Doris Leuthard.



Steinwurf: Gottlieb Duttweiler.

zubereiten», legte Leuthard noch ein Rezept fürs «Kochen ohne Strom» bei.

Richtig: Es geht um Politik

Diese und andere, laufend aktualisierte Tipps (samt Telefonkontakt) werden auf der Website des Bundesamtes für wirtschaftliche Landesversorgung (BWL) weiterhin verbreitet, ohne dass Kritik laut geworden wäre. Auch wenn das deutsche Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) den Bürgern (auf der Basis von 24 Liter Wasser pro Person) ähnliche Ratschläge erteilt, wird das als durchaus vernünftig beurteilt. Auch private Firmen bieten im Internet «Notvorratspakete» feil, deren Inhalt fünfzehn Jahre lang essbar ist, und Wasser, das über fünf Jahre haltbar sei. Selbst der *Tages-Anzeiger*, der jetzt im Lager der linken Lacher auf den kalten Krieger Blattmann eindrischt, pries noch 2009 im redaktionellen Teil ausführlich den systematischen Aufbau einer individuellen Notreserve an: «Der kluge Rat bleibt gültig: Notvorrat.»

Vorsorge ist offenbar nicht gleich Vorsorge. Richtig, es geht um Politik, nicht um die rationale Planung des Überlebens. Wenn der Chef

Die Fehleinschätzung führte zu Engpässen und zu Unruhen, die in den Landesstreik mündeten.

der Armee die private Vorratshaltung anregt, dann appelliert er an die gutschweizerische Tradition, aus schlechten Erfahrungen zu lernen und sich gegen mögliche Gefahren rechtzeitig zu wappnen. Vor dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) vertraute die mit zahlreichen Handelsverträgen international bestens vernetzte Eidgenossenschaft gänzlich auf den freien Fluss der Waren – bis dann im Krisen- und Kriegsfall aus Vertragsfreunden rasch egoistische Staaten wurden, die, versteht sich, das Wohlergehen der eigenen Bevölkerung an die erste Stelle setzten. So reichten am Vorabend des Kriegs die Vorräte der Firmen und Händler nicht einmal aus, die Schweizer Bevölkerung während eines Monats zu ernähren. Hastig kaufte das Militärdepartement Getreidevorräte für zwei Monate ein. Dem Bundesrat genügte dies, weil nach Meinung der Armeeführung Kriege nur noch von kurzer Dauer sein würden!

Als die Linke Reserven forderte

Diese naive Fehleinschätzung führte zu Engpässen, zu einem Teuerungsschub, zur Verelendung breiter Schichten und zu sozialen Unruhen und Demonstrationen und gewalttätigen Aktionen, die in den Landesstreik mündeten. Den Bauern, die eigene Vorräte hatten, erging es etwas besser. Es war die Linke, die damals die mangelnde Vorsorge des Bundesrats geisselte und eine Amtsstelle zur

zentralen Koordination der Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern forderte. Das Eidgenössische Kriegsernährungsamt, das (zu) spät geschaffen wurde, steuerte in Kooperation mit Privaten dann auch Produktion und Verteilung in den Krisenjahren der Zwischenkriegszeit.

Das nochmals erweiterte Präventionskonzept sicherte während des Zweiten Weltkriegs die Ernährung der Menschen, im Verbund mit der «Anbauschlacht», die dazu einige Kartoffeln, etwas Getreide und vor allem viele mentale Kalorien beisteuerte, wie die offizielle Würdigung des Plans feststellte: Denn «neben den materiellen Ergebnissen» sei «der moralische Erfolg des Anbauwerkes nicht wegzudenken, der in einer Festigung der Geister und Gemüter und einer Stärkung des Durchhaltenswillens während einer politisch und militärisch sehr heiklen Zeitspanne bestand».

Es war dann der Migros-Gründer und Nationalrat Gottlieb Duttweiler, der nach dem Krieg die Schweiz noch unabhängiger von Krisen machen wollte. Per Motion forderte er eine «für ein bis zwei Jahre ausreichende Vorratshaltung in unentbehrlichen Rohstoffen und Nahrungsmitteln». Weil das Parlament, bereits wieder sorgloser geworden, das Anliegen verschleppte, warf Duttweiler 1948 zwei faustgrosse Steine durch ein Fenster des Bundeshauses, um Öffentlichkeit und Räte aufzuwecken.

Regieren heisst Vorausschauen

Immerhin entwickelt sich ein Versorgungskonzept, das, dreistufig, auf der Kooperation von Politik, Importeuren und Privaten basiert. Das kleine Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung (BWL) koordiniert; Handelsfirmen und Produzenten haben ausreichende Lager zu unterhalten; und die einzelnen Haushalte sollten eine Reserve horten, um die ersten Tage oder Wochen einer Krise einigermaßen unbeschadet zu überstehen und damit «der Fall der Fälle nicht zur Falle wird», wie das BWL in Broschüren mahnt. Der amtliche Slogan «Kluger Rat – Notvorrat» wurde zu einer Maxime, der jede umsichtige Hausfrau nachlebte und die bei jeder Erschütterung (von Ungarn- über Suez- und Koreakrise bis zum Erdölchock von 1973) neue Gültigkeit erlangte.

Die Formel, die Jahrzehnte überdauert hat, steht noch unverändert und gilt heute für Risiken aller Art (Pandemien, Naturkatastrophen, Stromausfälle et cetera). Weil sie auf dem Boden von Autonomie, umfassendem Widerstand, Selbstbehauptung und Selbstverantwortung gewachsen ist, erntet sie bei geschichtslosen Modernisten, die das «Friedensprojekt EU» anbeten, nur noch Spott. Sie haben damit den politischen Bewusstseinsstand erreicht, der schon vor dem Ersten Weltkrieg die Köpfe beherrschte. ○



PARK WEGGIS

THE SPARKLING RESORT

PARK & ASTON MARTIN

1. JUNI–30. SEPTEMBER 2014

IM PARK WEGGIS
MÜSSEN SIE NICHT JAMES BOND
HEISSEN ODER IN DEN DIENST
IHRER MAJESTÄT TRETEN, UM IN DEN
GENUSS DES UNVERKENNBAREN
LEBENSGEFÜHLS
EINTAUCHEN ZU KÖNNEN.

2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
Begrüßungs-Martini
Vier-Gang Dinner im Sparks inkl. Getränken
Aston Martin Cabriolet für 1 Tag (exkl. Benzin)
Lunch Picknick-Korb inkl. Champagner
St Barth Harmony Massage (50 Min.)

Übernachtungsangebot
ab CHF 1'065.00 pro Gast.

TIPP: Schalten Sie einen Gang zurück
und legen Sie einen Stopp im neu eröffneten
Park Grill ein. Ihre Adresse für hervor-
ragendes Fleisch und kompromisslose Qualität.
Ihre Mission – unsere Passion.



Hertensteinstrasse 34, 6353 Weggis/Luzern
www.parkweggis.ch



Robin Hood der Mindestlöhne

Als Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds ist Daniel Lampart einer der wichtigsten Köpfe hinter der Mindestlohninitiative. Wie kommt ein Volkswirt dazu, die elementarsten Regeln der Wirtschaft in Frage zu stellen? *Von Christian Mundt und Fabian Unternährer (Bild)*



«70 Prozent der Tieflöhner sind Frauen»: Ökonom Lampart.

Die Arbeitsumgebung ist gewerkschaftlich geprägt: Im Gebäude an der Berner Monbijoustrasse, zehn Gehminuten vom Bundeshaus entfernt, haben neben dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund (SGB) die Gewerkschaft Unia, die Stiftung für Konsumentenschutz, der Mieterverband und eine paritätische Berufskommission ihre Büros. Die Räumlichkeiten versprühen den Charme vergangener Jahrzehnte. Daniel Lampart, geschäftsführender Sekretär und Chefökonom des SGB und damit einer der wichtigsten Köpfe hinter der Mindestlohninitiative, über die die Schweiz am 18. Mai abstimmt, empfängt uns in seinem Eckbüro im dritten Stock.

Daniel Lampart, Jahrgang 68, hat Philosophie in Zürich und Volkswirtschaft in St. Gallen studiert. Im Anschluss doktorierte er in Wirtschaftsgeschichte, wiederum in Zürich. Jetzt gibt er beim Gewerkschaftsbund – der Dachorganisation der Schweizer Gewerkschaften – den Kurs in wirtschaftspolitischen Fragen vor. Dieser steht regelmässig in Konflikt mit den Forderungen der Wirtschaft und ihrer Verbände und Vertreter. So auch bei der Mindestlohninitiative. Wie kann man als Volkswirt für einen Mindestlohn sein? In der ersten Lektion jedes ökonomischen Grundstudiums lernt man die Kurven von Angebot und Nachfrage kennen. Wo sich diese schneiden, ist das Marktgleichgewicht – egal, ob es sich um einen Waren- oder um den Arbeitsmarkt handelt. Wird nun durch eine Restriktion – beispielsweise eine staatliche Vorschrift, wie der Mindestlohn eine wäre – dieses Gleichgewicht gestört, entstehen Wohlstandsverluste.

Heute Bundesrat, morgen Baustelle

Einen Widerspruch mag er trotzdem nicht erkennen. «Diese Frage wird mir nur von Leuten gestellt, welche unseren Ideen kritisch gegenüberstehen», sagt er. Dabei gebe es auch aus gewerkschaftlicher Sicht interessante Analysen für einen Wirtschaftswissenschaftler. Faszinierend finde er den Kontakt mit den unterschiedlichsten Leuten: heute beim Bundesrat, morgen auf der Baustelle, Gespräche mit Arbeitgebervertretern und Verkäuferinnen. «Das Spannungsfeld dieser verschiedenen Welten reizt mich», so Lampart.

Dass die Mindestlohninitiative zu höherer Arbeitslosigkeit führe, bezweifelt Lampart. Denn «bereits im Grundstudium an der HSG wurde das so unterrichtet». Zur Demonstrati-

on macht er einen Ausflug in die Geschichte: Um die Jahrtausendwende gab es eine Kampagne der Gewerkschaften, die «keine Löhne unter 3000 Franken» forderte. Schon damals hätte ein Teil der Ökonomen an den Universitäten – teilweise die gleichen wie heute – eine massenhafte Arbeitslosigkeit vorausgesagt. Heute wüssten wir, dass die Prognosen falsch waren. Lampart nennt das Beispiel des Gastgewerbes. 1998 lag der Mindestlohn bei 2350 Franken. Heute sind es 3680 Franken, also die Hälfte mehr. «Ich kenne niemanden, der zu hohe Löhne für die Arbeitslosigkeit im Gastgewerbe verantwortlich macht», sagt Lampart. Den Gastwirten bereite wegen ausbleibender Touristen der überbewertete Franken Kopfschmerzen, aber nicht die Lohnhöhe, ist er überzeugt.

Tatsächlich schwankte die Arbeitslosenzahl im Gastgewerbe über die vergangene Dekade stark. Aktuell liegt sie bei knapp unter zehn Prozent, Ende 2007 war sie bei 7,5. Deutlich abgenommen hat jedoch die Zahl an Restaurants und Cafés – insbesondere im ländlichen Raum, wo tendenziell tiefere Löhne bezahlt werden als in den Städten. Der starke Franken erscheint in Lamparts Argumentation regelmässig als Erklärung für Missstände und Probleme auf dem Arbeitsmarkt, für die ebenso die Politik der Gewerkschaften verantwortlich sein könnte, beispielsweise die im internationalen Vergleich (zu) hohen Löhne. Damit diese Löhne gesichert werden können, fordert Lampart eine Untergrenze von Fr. 1.40 pro Euro. Diese Untergrenze müsste aber mit Begleitmassnahmen wie einer Einschränkung des Devisenhandels verknüpft werden.

Wenn es aber tatsächlich so wäre, dass ein Mindestlohn keine Auswirkungen auf die Beschäftigung hat, hätten die Gewerkschaften auch 5000 Franken fordern können. Lampart, ganz Ökonom: «Gar keine Rolle spielt die Lohnhöhe natürlich nicht.» 4000 Franken seien aber ein Lohn, der einerseits eine «Perspektive zum Leben» erlaube, andererseits finanziell «tragbar» sei. Die Gartenbaubranche, die Discounter Aldi und Lidl sowie neu auch H & M

heben die Löhne an, ohne dass die Arbeitslosigkeit deshalb steigt. «Ob jemand 3500 oder 4000 Franken verdient, macht für den Betroffenen einen grossen Unterschied, aber nicht für die Gesamtwirtschaft.» Die Schweiz könne sich das leisten. Ob es der einzelne Betrieb, der den höheren Lohn bezahlen muss, auch kann, lässt Lampart offen – die Sozialversicherungsbeiträge eingerechnet, machen die 532 zusätzlichen Franken auch für den Arbeitgeber einen Unterschied.

Massstab ist der Lebensstandard

Unberücksichtigt lässt Lampart die Auswirkungen auf die gesamte Lohnstruktur oder die Lohnleiter: Würde künftig kein Lohn unter 4000 Franken bezahlt, würden diejenigen, die bereits heute 4000 Franken erhalten, auf einer Lohnerhöhung bestehen und beispielsweise 4300 Franken pro Monat fordern, da sie ansonsten gegenüber schlechter Qualifizierten benachteiligt würden. Im Voraus sind diese Effekte kaum abzuschätzen. Für Lampart fallen sie nicht ins Gewicht: «Etwa 70 Prozent der Tieflohner sind Frauen. Da Frauen in den meisten Branchen für die gleiche Arbeit weniger Geld bekommen als ihre männlichen Kollegen, würde durch unsere Initiative dieser – heute schon illegale – Zustand endlich korrigiert.» Die Lohnerhöhungen hätten also keinen substanziellen Einfluss auf die Lohnstruktur, da mit dem Mindestlohn die Löhne

der Frauen auf das Niveau der Männer angehoben würden. Ob mit dem Mindestlohn die Lohndiskriminierung tatsächlich abnimmt, wird sich zeigen müssen. Das Argument der Wirtschaft, dass sich viele Betriebe Lohnerhöhungen über mehrere Lohnstufen hinweg nicht leisten können, widerlegt Lampart nicht.

Im Gesetz wird ein Vertrag als übereinstimmende, gegenseitige Willensäusserung definiert. Wer einen Arbeitsvertrag unterzeichnet, bekundet damit, dass er mit den darin festgehaltenen Bedingungen – so auch einem Lohn unter 22 Franken pro Stunde – einverstanden ist. Ein Mindestlohn würde dies künftig verbieten. Warum möchte Lampart die freiwillige Übereinkunft stören? «Viele Leute machen ihre Arbeit zwar gerne – aber sagen immer als Erstes, dass der Lohn zu tief ist.» Offenbar gelinge es den Firmen, durch eine gewisse Marktmacht die Löhne tief zu halten. Denn eigentlich müssten die Löhne steigen, wenn niemand bereit wäre, für weniger zu arbeiten. Es gibt Untersuchungen, wie es möglich ist, solche Tieflohne zu bezahlen. «Der Arbeitsmarkt ist kein Markt wie derjenige für Spaghetti», so der SGB-Chefökonom, der während sieben Jahren bei der Konjunkturforschungsstelle der ETH gearbeitet hat.

Aus Lamparts Sicht sind die Argumente des Bundesrats falsch, wonach die Mindestlöhne jenseits der Schweizer Grenzen deutlich tiefer seien. In Deutschland liegt der Mindestlohn mit 8,50 Euro rund halb so hoch wie hierzulande von der Initiative gefordert. «Weil Deutschland einen grossen Tieflohnsektor hat, sind ungefähr doppelt so viele Stellen betroffen», trotzdem würde der Mindestlohn eingeführt. Dass für eine produzierende Firma ihre Lohnkosten wichtiger sind als der Lebensstandard der Angestellten, dass also Unternehmen abwandern oder Produktionsstätten verlegt werden könnten, wie verschiedene Firmen bereits angekündigt haben, davor hat Lampart keine Angst. Ginge es nach dem Gewerkschafter, müssten Betriebe in der Schweiz Löhne bezahlen, von denen man in der Schweiz leben kann. Und das seien 22 Franken pro Stunde. ○



«Was ist los mit dir? Du hast heute kaum dein Handy berührt.»

Krim ist überall

Sicherheit zuerst!

Der Gripen ist ein wichtiger Pfeiler einer glaubwürdigen Armee – über 30 Jahre lang!



zum Gripen

am 18. Mai

gripen-ja.ch

Wir basteln eine Klimapolitik

Die Schweiz kämpft allein gegen die Erderwärmung. Sie schränkt ihren CO₂-Ausstoss ein, obwohl niemand ihrem Vorbild folgt. Und die Bundesverwaltung sorgt gegen Risiken der Klimaerwärmung vor, die erst zum Jahrhundert-Ende drohen. Wenn überhaupt. *Von Markus Schär*



Faktenlage ungewiss: Klimapolitikerin Kathy Riklin mit dem IPCC-Vorsitzenden Rajendra Pachauri.

«Weitermachen wie bisher ist keine Strategie», rüttelt Kathy Riklin die Schweizerinnen und Schweizer auf. Die Klimaerwärmung sei «das wichtigste und nachhaltigste Problem des späten 20. und 21. Jahrhunderts», warnt die CVP-Nationalrätin, die dem sogenannten Beratenden Organ für Fragen der Klimaänderung des Bundes vorsitzt: «Kein Entscheidungsträger darf heute behaupten, die Faktenlage sei ungewiss, Handeln daher nicht zwingend. Und doch gehen die internationalen Verhandlungen zögerlich vorwärts, und auch in der Schweiz ist die Klimapolitik nicht mehr zuoberst auf der Agenda.»

Kathy Riklin irrt. Die Schweiz, mit einem Anteil von drei Promille am weltweiten CO₂-Ausstoss, ist fast das einzige Land, das sich noch um die Klimapolitik bemüht. Das zeigte sich letzte Woche wieder. Einerseits vermeldete das Bundesamt für Umwelt, die Schweiz habe ihre Verpflichtungen zur Senkung des CO₂-Ausstosses gemäss dem Kioto-Protokoll erfüllt; dennoch besteht es auf einer Verschärfung der Massnahmen. Andererseits beschloss der Bundesrat einen 113-seitigen Aktionsplan mit 63 Massnahmen, der die Schweiz schützen soll für den Fall, dass die Temperatur bis Ende des Jahrhunderts sich um 1,2 bis 4,8 Grad erhöht.

Die Kämpfer gegen die – kein CO₂ ausstossenden – Kernkraftwerke wollen wenig

wirkungsvolle Solaranlagen und Windräder um jeden Preis fördern. Damit gefährden sie gerade die umweltfreundlichsten Anlagen in ihrer Wirtschaftlichkeit: die Wasserkraftwerke, die mehr als die Hälfte des Schweizer Stroms liefern. Ja, die Missionare für die Alternativenergie wollen nicht einmal hinnehmen, dass die Schweiz allfällige Versorgungslücken mit wirkungsvollen Gaskraftwerken schliesst, die nur wenig CO₂ erzeugen.

Lieber CO₂ statt klimaneutraler Atomkraft

Dabei ist die Faktenlage keineswegs so gewiss, wie es Kathy Riklin behauptet. So zeigen Studien, dass sich vor allem in den hochentwickelten Staaten die Menschen an den Klimawandel – sogar wenn er tatsächlich im prognostizierten Ausmass stattfände – anpassen können und sollten, statt ihn mit kostspieligen Massnahmen zu bekämpfen. Der *Economist*, bisher IPCC-gläubig, stellte denn auch fest: «Der Glaube, bei der Klimaerwärmung handle es sich um das grösste aller Probleme, kommt an ein Ende.»

Vor allem hören weltweit die Politiker kaum noch zu, weil der Kampf gegen den Klimawandel auch langfristig wenig nützt, aber kurzfristig viel kostet. Die grössten CO₂-Produzenten, China, Indien und die USA, zeigen keinen Willen, sich einzuschränken. Die Länder, die

sich bisher ans Kioto-Protokoll hielten, verursachen nur dreizehn Prozent des weltweiten CO₂-Ausstosses; jetzt machen auch Australien, Japan und Kanada nicht mehr mit. Und das «energiegewendete» Deutschland stösst mehr CO₂ aus denn je, weil es mit Kohle statt Atomkraft für sicheren und günstigen Strom sorgen muss. Der IPCC-Bericht schockt denn auch die Vertreter der reinen Lehre: Er empfiehlt den Einsatz von Gaskraftwerken, um den CO₂-Ausstoss schnell zu senken.

Das alles mögen Botschafter der Schweizer Klimapolitik wie Kathy Riklin nicht zur Kenntnis nehmen. Einerseits wollen sie mit dem Senken des CO₂-Ausstosses als Vorbild wirken, obwohl sich weltweit kaum mehr jemand anschliesst. Auf ihren Druck hat der Bund die CO₂-Abgabe erhöht und will sie weiter erhöhen. Und deshalb zwingt er die Wirtschaft, den CO₂-Ausstoss mit Projekten im Inland zu kompensieren – obwohl es hier ein Hundertfaches kostet, eine Tonne CO₂ (das sich gleichmässig um den Globus verteilt) zu vermeiden.

Andererseits soll sich die Schweiz darauf vorbereiten, dass in fünfzig Jahren – wenn die Voraussagen der IPCC-Forscher wirklich eintreffen – in Bern ein Klima herrschen könnte wie in Mailand. Deshalb drängen sich angeblich Massnahmen auf wie ein «Leitfaden für die Erarbeitung von Konzepten zum Management von langandauernden Hitzewellen im Gesundheits-, Pflege- und Sozialwesen», eine «Arbeitshilfe Klimawandel und Raumentwicklung, in der die Bedeutung von Freiräumen in Städten und Agglomerationen behandelt wird» oder die «Erarbeitung der Position der Schweiz für allfällige Anliegen der Nachbarländer zur Bewirtschaftung der Schweizer Wasserressourcen für deren Interessen» – und zwar alles sofort!

Gegen 180 Millionen Franken will der Bundesrat bis 2019 für seinen Aktionsplan ausgeben. Dabei sollen sich die 63 Massnahmen in den zehn beteiligten Bundesämtern zumeist «im Rahmen bestehender Ressourcen» umsetzen lassen. Das heisst: In der Bundesverwaltung haben sich schon bisher Hunderte von hochbezahlten Fachleuten mit der Klimapolitik beschäftigt, es gibt denn auch bereits alle erdenklichen Studien, Konzepte und Positionspapiere. Die Schweizer Klimapolitik nützt also weder dem Klima noch der Schweiz, aber zumindest der Bundesverwaltung: als Beschäftigungsprogramm. ○

Hände weg vom Binnenmarkt

Die Schweiz ist nicht Teil des europäischen Binnenmarkts. Zum Glück. Wären wir dabei, betrüge die Mehrwertsteuer 15 Prozent. Offene Absatzmärkte: Ja! Binnenmarkt: Nein! So muss jetzt für unsere Politik die Devise lauten. Von Thomas Matter



In der letzten *Weltwoche* schrieb Kolumnist Peter Bodenmann: «Die Schweiz ist über die bilateralen Verträge längst Bestandteil des EU-Binnenmarktes.» Einen Tag zuvor hat auch die CVP-Aussenpolitikerin Kathy Riklin an einem Podium behauptet, unser Land sei Mitglied des Europäischen Binnenmarkts. Der Basler Politologe Laurent Goetschel fand, die Schweiz sei «hinsichtlich Nutzniessung faktisch zu einem Mitglied des Binnenmarktes geworden» (*Handelszeitung*, 18.10.2012). Und die damalige Bundesrätin Micheline Calmy-Rey musste sich in Brüssel von einem deutschen EU-Abgeordneten scharf für ihre Feststellung kritisieren lassen, «dass die Schweiz nicht Mitglied des EU-Binnenmarktes» sei. Unser Land sei – so dieser CDU-Mann – «im Gegenteil ein sehr aktives Mitglied; daraus ergäben sich auch politische Verpflichtungen» (*NZZ*, 12.10.2011).

Selbstverständlich liegt unter allen Genannten einzig unsere Ex-Aussenministerin richtig. Die Schweiz ist nicht Mitglied des Europäischen Binnenmarktes, und es gibt keinerlei Auftrag des Souveräns, diese Tatsache in absehbarer Zukunft zu ändern. Sollten Bundesrat und Verwaltung dennoch offen oder versteckt einen Beitritt planen, gerieten sie in ernsthaften Konflikt mit dem Zweckartikel unserer Bundesverfassung betreffend Gewährung der Unabhängigkeit des Landes und Sicherung der Rechte des Volkes.

Die Vollendung des Europäischen Binnenmarktes datiert vom 31. Dezember 1992, liegt also ziemlich genau gleich lange zurück wie das Nein des Schweizer Volkes zum EWR-Beitritt. Der Binnenmarkt bedeutet faktisch eine Zollunion und hat seine eigene Rechtsordnung; ausdrücklich damit verbunden sind die «vier Grundfreiheiten» für den Verkehr von Waren, Personen, Dienstleistungen und Kapital. Binnenmärkte funktionieren nur dann, wenn das Prinzip des gleichen Rechts für alle gilt. Dies entspricht dem rechtlichen Grundsatz der Homogenität. Wäre die Schweiz Teil dieses Binnenmarktes, müsste sie selbstverständlich das sich ständig weiterentwickelnde EU-Recht übernehmen und EU-Richter akzeptieren. Ebenso wäre der schweizerische Binnenmarkt Teil des EU-Binnenmarktes. Das würde bedeuten, dass auch innerhalb unserer nationalen Grenzen EU-Binnenmarkt-Recht Gültigkeit hätte.

Demgegenüber hat sich unser Land nach dem EWR-Nein zu bilateralen Verträgen entschlossen, und die Bürgerinnen und Bürger haben diesen Weg – zweifellos grossmehrheitlich mit dem Ziel der Erhaltung der Unabhängigkeit – wiederholt bekräftigt. Es handelt sich also um Verträge, wie sie die Schweiz seit 700 Jahren weltweit abschliesst. Daran ändert sich auch nichts, wenn der Partner ein supranationales Völkerrechtssubjekt wie die Europäische Union ist.

Noch gibts keinen Freihandel mit der EU

Wäre die Schweiz mit den bilateralen Verträgen Mitglied des EU-Binnenmarktes geworden, hätten uns selbstverständlich auch die vier Grundfreiheiten dieses Binnenmarktes voll gewährt werden müssen. Wir wären damit zu «EU-Inländern» unter Preisgabe unserer Wirtschaftssouveränität geworden. Doch die Grundfreiheit des freien Warenaustauschs zwischen der Schweiz und der EU ist bis heute inexistent. Trotz prinzipieller Grenzöffnung mit dem Schengen-Vertrag sind Warenzölle und -kontrollen an der Grenze nach wie vor Realität. Der freie Austausch von Dienstleistungen ist ebenfalls nicht möglich; genau darum will Bundesbern dieses Dossier in Brüssel

nachverhandeln. Während man den Finanzintermediären aus dem EU-Raum den direkten, grenzüberschreitenden Kundenkontakt in der Schweiz gestattet, haben unsere Unterhändler das umgekehrte Recht nicht erreicht. Auch die Grundfreiheit des freien Kapitalverkehrs wird nur teilweise erlaubt, darf man doch höchstens 10 000 Euro in bar ein- beziehungsweise ausführen. Der physische Währungsaustausch ist unter dem Deckmantel der Terrorbekämpfung eingeschränkt wie kaum je zuvor.

Die einzige existierende «Grundfreiheit» gegenüber der Schweiz – jene des Personenverkehrs – war nie ein Bedürfnis unsererseits; vielmehr wurde sie uns von der EU im Rahmen der bilateralen Verträge I aufgezwungen. Nun ist die Massenzuwanderung für die Mehrheit der Bürger zu einer untragbaren Last geworden. Seit dem 9. Februar hätte der Bundesrat deshalb die Pflicht, der EU klarzumachen, dass die Schweiz nicht Mitglied des Binnenmarktes ist und darum ohne weiteres auf die Personenfreizügigkeit zurückkommen darf. Wenn José Manuel Barroso unmittelbar nach der Abstimmung verkündete, diese sei «nicht verhandelbar», unterliegt auch er einem Grundlagenirrtum. Selbstverständlich will und braucht die Schweiz Zugang zum EU-Absatzmarkt, so wie sie umgekehrt diesen auch den EU-Mitgliedstaaten gewährt. Dieses gegenseitige Ziel wurde schon 1973 mit den entsprechenden Freihandelsverträgen erreicht und konnte seither durch weitere bilaterale Abkommen vertieft werden.

Bestandteil des EU-Binnenmarktes bildet nicht zuletzt die Angleichung der Mehrwertsteuersätze. Die EU-Finanzminister haben sich auf einen Mindestsatz von 15 Prozent geeinigt, wobei die meisten Mitgliedstaaten höher liegen. Wäre die Schweiz Bestandteil des Europäischen Binnenmarktes, würde eine faktische Verdoppelung der Mehrwertsteuer zur Pflicht. Ebenso müssten wir uns von unserem gegenüber der EU liberaleren Arbeitsmarktmodell verabschieden. Es wird der Tag kommen, an dem sich die Schweizer Unternehmer beim Souverän bedanken, dass am 9. Februar 2014 die schleichende Europäisierung der schweizerischen Wirtschaftsordnung gestoppt werden konnte.



Burkhalter, Merkel im Februar in Berlin.

Thomas Matter ist Präsident der Neuen Helvetischen Bank AG, Inhaber der Matter Group und Mitglied der Geschäftsleitung der SVP des Kantons Zürich.

Woran glauben Sie?

Eine *Weltwoche*-Umfrage zu Ostern zeigt: Bekannte Schweizer glauben. Sie glauben an Gott, an eine höhere Macht. Oder sie glauben daran, dass sie keinen Glauben brauchen.

Von Christoph Landolt

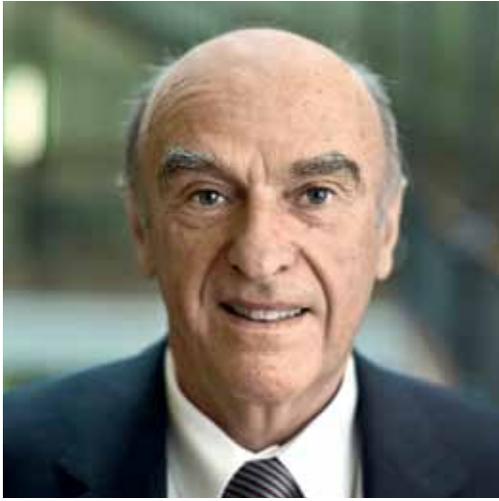


Tröst in der Wiederauferstehung: Karfreitagsprozession in St. Gallen.

Hans-Rudolf Merz, alt Bundesrat — Mit der Aussicht auf ein Leben nach dem Tod hoffen viele Menschen, die Angst vor dem Sterben zu mindern und die Unerträglichkeit des Endgültigen zu meiden. Das ist begreiflich, aber es bleibt ein Wunschtraum. Angesehene Wissenschaftler haben die Grenzen des Lebens erforscht und gefolgert, dass sie auf die Frage nach Herkunft und Lebensende stumm bleiben. Grosse Physiker und Philosophen gehen noch weiter, wenn sie die Möglichkeit des Weiterlebens nach dem Tod verneinen. Aus dem Zusammenwirken ihrer Erkenntnisse ist kein glaubwürdiger Ansatz erkennbar für das, was man «Jenseits» nennt. Von anderen Forschern sind im Gegensatz dazu Phänomene des Nah Todes beschrieben worden. Sie gipfeln in der Spekulation, es gebe eine Art «hinüberführenden Tunnel». Aufgrund meines eigenen Erlebnisses nehme ich heute an, der Tod beende das Dasein als Ganzes. Das Danach übersteigt die Vorstellungskraft. Das Bild, unser Leben bewege sich von «Staub zu Staub», ist als Metapher wohl zutreffend. Spätestens am Unbeweisbaren der Ewigkeit scheitert der Versuch, ein Leben nach dem Tod zu suchen.

«Meine Ehrfurcht vor diesem Geheimnis führte mich schon früh zum Glauben an Gott.»

Der Mensch hat aber trotz seines Eingegrenztheits auf das irdische Dasein keinerlei Grund, eine allumfassende Urkraft am Anfang und am Ende allen Seins in Zweifel zu ziehen oder gar zu verneinen. Goethe schrieb im «Faust», wir Menschen hätten nur den Schein des Himmelslichts, nicht dieses selbst. Die Schöpfung wird uns deshalb unfassbar bleiben. Meine Ehrfurcht vor diesem Geheimnis führte mich schon früh zum Glauben an Gott. Viele Menschen in vielen Religionen verherrlichen Gott in ganz unterschiedlichen Vorstellungen und Bildern, oft mit menschlichem Antlitz. Im Christentum wird Gott gelegentlich sogar durch Jesus Christus symbolisiert. Für mich bedeutet Gott etwas anderes, nämlich mein Dasein in der Kreatur mit ihrem mächtigen, gleichzeitig auch schwierigen Reichtum zu erfahren. Gott bedeutet mir Chance und Verpflichtung zugleich, glücklich, werteprengt zu leben, mit Augenmass, in Menschenliebe und Gerechtigkeit, auch wenn es nicht immer gelingt. Jedes neue Leben, jeder neue Tag, aber



«Allumfassende Urkraft»: Hans-Rudolf Merz.

auch jedes Ungemach sind die Stimmen Gottes. Ich brauche mir kein Bild von Gott zu machen. Er offenbart sich mir im täglichen Leben von selbst.

Susanne Hochuli, Regierungsrätin Kanton Aargau — Wenn ich nach meinem Glauben gefragt werde, sage ich immer das Gleiche: Ich bin konfessionslos, aber nicht ungläubig. Was mir dann als Reaktion in den Augen meines Gegenübers entgegenschlägt, ist häufig Stauen – ungläubiges. Wie kann man glauben, ohne einer Konfession anzugehören? Ist just Glaube nicht untrennbar mit Bekenntnis verbunden? Ja, das hat etwas. Für mich besteht das Bekenntnishafte jedoch nicht im Institutionellen, sondern im Spirituellen. Und dieses wiederum hat etwas mit der Natur und der Schöpfung zu tun. Und mit meiner Sehnsucht nach dem Bewahren – des Guten, des Schönen, des Wahren. Das sage ich ganz unironisch, obwohl mir die Ironie und der Sarkasmus nicht fremd sind. Aber in mir ist auch etwas Konservatives – im guten Sinn, indem ich auf den Nazarener und seinen unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen vertraue. Nein, ich mag mir mein positives Menschen- und Weltbild nicht nehmen lassen. Weder durch persönliche Erlebnisse, die es zuweilen ins Wanken bringen, noch durch den allgemeinen Kulturpessimismus oder den grassierenden Defätismus. Schön, dass es jedes Jahr Ostern gibt. Ostern stärkt meinen Glauben an das Gute. Immer wieder. Und trotz allem. Gerade deshalb.»

Vujo Gavric, Bachelor — Ich glaube an die Liebe. Nicht an die ewige, aber an die grosse. Woran glaube ich noch? An Gott schon auch, denn ich bin ein religiöser Mensch. Nicht der allerreligiöseste, aber immerhin zwei- bis dreimal pro Jahr gehe ich in die Kirche. Wir sind russisch-orthodox. Ich glaube, dass Gott uns geschaffen hat. Aber irgendetwas hat er wohl falsch gemacht, denn wir machen längst nicht alle etwas Sinnvolles, sondern wir zetteln



«Sehnsucht nach dem Guten»: Susanne Hochuli.

Kriege an und so. Wobei dafür letztlich natürlich nicht Gott verantwortlich ist. Er hat uns gezeugt, so wie ich beziehungsweise meine Frau irgendwann ein Kind auf die Welt setzen wird. Natürlich werde ich mein Bestes geben in der Erziehung, aber irgendwann muss das Kind selbst für sich schauen. So sehe ich das auch für uns Menschen. An das Leben nach dem Tod glaube ich nicht. Wenn wir die Augen zumachen, ist *finito*, fertig. Wobei ich mir wünsche, dass ich falschliege. Wenn ich irgendwann wiedergeboren würde, dann bitte als Löwe. Das wäre ein Schoggi-Leben: Du liegst faul rum, hast einen Harem, das Essen wird dir geliefert, obendrein siehst du auch noch gut aus. Und du bist der König, ohne dass du irgendetwas dafür getan hast.

Beda M. Stadler, Immunologe — Ich bin dem Universum unendlich dankbar, dass es mich von fast allen Wahnvorstellungen, insbesondere von Religion, geheilt hat. Lange genug habe ich geglaubt, es gebe einen persönlichen Gott, der einen – o Schreck – sogar auf der Toilette beobachtet. Wir werden «Gott sei Dank» als Atheisten geboren. Die Eltern und die Geografie entscheiden leider, ob man sich vor einem lieben Gott fürchten muss, der meis-



«Wir werden als Atheisten geboren»: Beda Stadler.



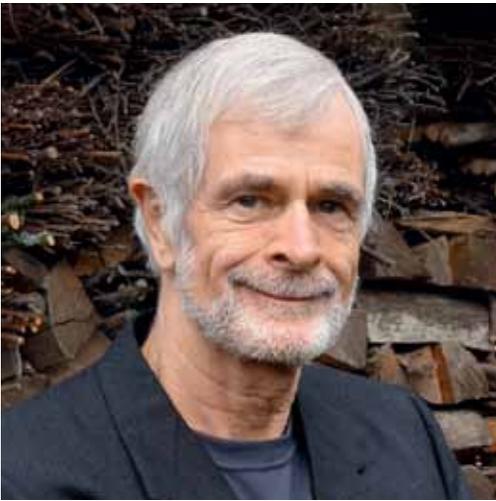
«Die Liebe»: Vujo Gavric.

tens nicht mal die Aufklärung mitgekriegt hat. Eine meiner späteren Anmassungen gipfelte darin, dass ich glaubte, am Anfang habe es irgendeine Singularität gebraucht. Da seit kurzem die Physik gute Evidenz hat, dass aus dem Nichts zwangsweise ein Universum entstehen muss, haben die Götter ausgedient. Jeder weiss schliesslich, wie es nach dem Tode sein wird: genau gleich wie vor der Geburt! Selbst wenn die Evolution keinen Sinn hat, kann jeder auf das eigene evolutionäre Programm der Moral horchen und sich einen Lebenssinn geben. Wer dann sein Leben mit Philosophie, Kunst und Wissenschaft bereichert, braucht keinen Gott. Sollte er je Trost brauchen, findet er den ohnehin bloss bei seinen Mitmenschen und zur Not bei seinem Haustier.

Chris von Rohr, Musiker — Obwohl mich Mother Mary schon oft tröstete, tue ich mich extrem schwer mit organisierten Religionen. Sie richten in dieser Welt bis heute mehr Unheil als Gutes an. Klar kann der Glaube Berge versetzen, aber leider in beide Richtungen. Es gibt auch da eine Obrigkeitsgläubigkeit, eine ungesunde Fokussierung auf den Master anstatt den Inhalt, eine Abhängigkeit, die das



«Gibt es ein Leben vor dem Tod?»: Chris von Rohr.



«Schicksalsschläge besser ertragen»: Hugo Stamm.

Selbstvertrauen eher untergräbt. Gott ist aber nichts anderes als gelebte Liebe. Martin Luther sagte es wunderbar: «Wenn du ein Kind siehst, begegnest du Gott auf frischer Tat.» Der Mensch ist, trotz all seinen genialen technischen Erfindungen, in seinem Wesen immer noch ein Höhlenbewohner, einer mit Flat Screen und digitalen Keulen – für manche bereits wieder auf dem Weg zurück zum Affen. Die für mich dringliche Frage in dieser entnervenden, oberflächlichen Konsum- und Stresswelt: Gibt es ein Leben *vor* dem Tode? Leben wir wirklich, nutzen wir unsere Zeit, oder werden wir gelebt? Himmel und Hölle existieren *hier* und nicht im Jenseits. In diesem Sinne: Geniesst den Frühling, die Goldhasen, Mozart, frische Früchte, Tarantino, den Doppelpass und die Stones – danach kommt eh die Erlösung.

Hugo Stamm, Sektexperte — Für einen beträchtlichen Teil der Menschheit ist die Erde oft ein Ort des Grauens. Leiden macht aus religiöser Sicht keinen Sinn. Wir müssen Schicksalsschläge erdulden, weil wir den Naturgesetzen unterworfen sind. Um diese besser zu ertragen, sind unsere Urahnen auf Gott gekommen. Aus Angst haben sie ihn als gütigen Vater erschaffen, der uns dereinst erlösen und angeblich mit dem ewigen Leben belohnen wird. Gleichzeitig kommt uns der Gott der Bibel als zornige und rächende Figur entgegen. Unsere Vorfahren instrumentalisierten ihn nach Belieben. Um die Widersprüche auszuräumen, schufen sie die Metapher von der Erbsünde. Und schufen das nächste Dilemma, nämlich die Kollektivstrafe. Eine Form der Bestrafung also, die wir im Zivilleben überwunden haben, sogar im Militär.

Die religiösen Konzepte müssen auch dazu dienen, dem Leiden und dem Tod – eine unerträgliche narzisstische Kränkung – einen Sinn zu geben. Doch das sind vor allem psychologische und philosophische Probleme, die wenig mit Religion und Glauben zu tun haben. Und erst recht nicht mit Gott. Es gibt keine plausi-



«Human, nicht nicht zu glauben»: Georg Kohler.

ble Erklärung für das Phänomen Gott. Und die theologischen Konzepte sind derart widersprüchlich, dass sie kaum weiterhelfen. Auch ein Leben ohne Gott kann sinnvoll sein.

Georg Kohler, Philosoph — Wer, was, wie «Gott» ist, weiss ich nicht; es gibt auch kein Glaubensdogma, das diese Lücke füllen kann. Was ich weiss, ist, dass ich nicht Gott bin. Der Satz ist weniger harmlos, als er auf den ersten Blick erscheint: Um sich selber als etwas zu identifizieren, was man nicht ist,

«Ich bin nicht Gott. Der Satz ist weniger harmlos, als er auf den ersten Blick erscheint.»

braucht es die Vorstellung des anderen, von dem man sich unterscheidet; im gegebenen Fall von etwas, was nicht nur anders, sondern ganz anders, jenseits vernünftiger Bestimmbarkeit ist.

Was bedeutet eine Idee wie die des ganz Anderen? – Nichts?, das Nichts?, «Umgreifendes» (Karl Jaspers)?, «das, worüber man schweigen muss?», um Wittgenstein zu zitieren? Lassen wir es offen.



«Starke Wurzeln»: Markus Ritter.



«Ein Geschenk»: Konrad Hummler.

So oder so: Die mit dem Namen «Gott» verbundene Reflexionserfahrung kann die Nachdenklichen daran hindern, den kurzen Schluss vom Nichtwissen aufs Nichtsein zu tun und den radikalen Glaubensabbruch zu fordern. Was lässt sich aber noch glauben, wenn man die eigene Vernunft nicht verraten will? – Genug, um zu zögern, all das durchzustreichen, was zwar jenseits der Sagbarkeit, doch innerhalb dessen liegt, was uns durch Gefühl, in Stimmungen, in der Musik Bachs oder Beethovens zu berühren vermag. Wer diesen Überschuss vernünftiger Erfahrung über sie selbst wahrnimmt, der und die werden gewiss nicht gezwungen sein, irgendein Dogma für die letzte Wahrheit zu halten. Aber ihnen bleibt bewusst, dass es human ist, nicht nicht zu glauben; und dass es gut ist, das Gebot der Ebenbürtigkeit aller Menschen – «Gotteskindschaft» hiess das früher einmal – zu achten: um «des Lebens, der Liebe und der Güte willen», wie im «Schnee-Kapitel» des «Zauberbergs» zu lesen wäre, in Thomas Manns tiefsinniger Erinnerung an die Botschaft vom Leben, die hinausweist über das Leben.

Konrad Hummler, Publizist — «S.D.G. – Soli Deo gloria», mit diesem Wahlspruch



«Das Fundament meines Lebens»: Nora Illi.

signierte Johann Sebastian Bach seine wichtigsten Kompositionen. «Gott allein zur Ehre» – wer diese Idee verinnerlicht, der lebt unbeschwerter und befreit. Weder kann ihn die Machtanmassung anderer Menschen oder Institutionen wirklich anfechten, noch verfällt er der Selbstverliebtheit. Der S.-D.-G-Wahlanspruch ist in jeder Hinsicht subversiv, er bedeutet das ultimative «Ihr könnt mich alle mal...» gegenüber der Umwelt; mit ihm liessen sich auch ärgste Lebensumstände wie Kerker und KZ überstehen. Ob es den Gott gibt, dem allein die Ehre gelten soll, ist allerdings nicht sicher, und man kann es deshalb nicht wissen – sonst müsste man nicht glauben. Glauben ist ein Geschenk, eine Gnade, die das Leben leichter macht und einen immer wieder aufstehen lässt.

Markus Ritter, Nationalrat und Bauernverbandspräsident — Viele Bäuerinnen und Bauern sind gottesfürchtige Menschen. Ich gehöre auch dazu. Wir leben und arbeiten mit der Natur. Wer die Abläufe in der Landwirtschaft kennt, weiss, dass sich vieles nicht beeinflussen und auch einiges nicht erklären lässt. Das Wetter mit Blitz und Hagel oder Krankheiten und Seuchen lassen sich nicht aufhalten – wir haben aber gelernt, uns besser davor zu schützen. Das Bewusstsein, immer auch auf den Schutz Gottes angewiesen zu sein, ist aber allgegenwärtig.

Der Glaube an Gott gibt meinem Leben Halt und Orientierung. Aus einer tiefen Überzeugung schöpfe ich täglich die Kraft, für andere Menschen da zu sein, mitzuhelfen, Lösungen zu suchen, die der Gemeinschaft dienen. Wir alle können für andere Vorbild sein. Dazu brauchen wir in unserem Leben aber starke Wurzeln. Diese starken Wurzeln finde ich in meinem Glauben und in meiner Familie. Ich bin überzeugt, dass es ein Leben nach dem Tod gibt. Mit diesem tiefen Glauben können viele schwierige Situationen und Schicksalsschläge im Leben einfacher verarbeitet werden. Hoffnung macht uns gelassen

und fröhlich. Diese Hoffnung wünsche ich allen Menschen.

Nora Illi, Frauenbeauftragte des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) — Mein Glaube – der Islam – ist das Fundament meines Lebens. Das zentrale Element darin ist der Glaube an nur einen einzigen allmächtigen Gott – Allah. Er wird im Koran als der Ewigelebende und Allwissende beschrieben, der uns an seinem Wissen teilhaben lässt. Sein Thron reicht weit über Himmel und Erde (Koran,

«Das zentrale Element darin ist der Glaube an nur einen einzigen allmächtigen Gott – Allah.»

Sure 2,255). Als Muslimin glaube ich zudem an die Engel, an alle von Allah offenbarten Schriften (Thora, Evangelium und Koran), an alle seine Propheten, an die Wiederauferstehung am Jüngsten Tag und an die Vorherbestimmung. Doch im Islam zählt nicht nur der Glaube alleine, sondern es sollte auch nach den islamischen Grundsätzen gehandelt werden: «Doch jene, die glauben und gute Werke tun – für sie sind Gärten, durch die Bäche fliesen, bestimmt. Das ist der grösste Gewinn» (Sure 85,11).

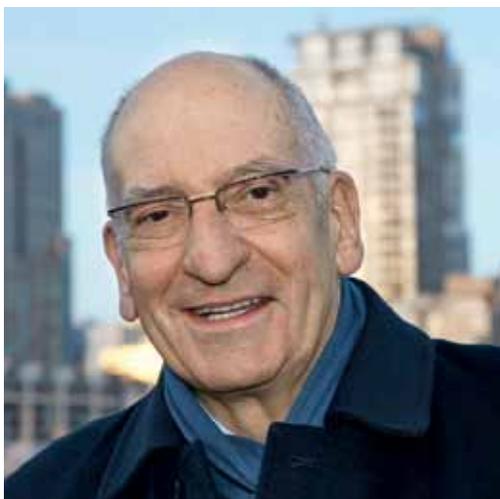
Pascal Couchepin, alt Bundesrat — Gott – niemand hat ihn je gesehen! In unserer Kultur vermischt sich die Identität Gottes mit der Frage nach der Identität von Jesus Christus, der eine historische Gestalt ist. Kurz, bevor ich erwachsen wurde, bin ich die gutüberlegte und vernünftige Herausforderung eingegangen, zu glauben. Ich habe es nie bereut. Die Wahl war nie etwas Endgültiges. Sie stellte mich vor zahlreiche Fragen. Was glaube ich wirklich? Ein Danke an Freud, Jung, Nietzsche und Marx für ihre Kritik. Viele andere Namen lasse ich hier unerwähnt. Was bedeutet Gott? Warum glauben andere ehrbare und intelligente Menschen nicht, oder warum glauben

sie an etwas ganz anderes? Und was ist daran schlecht?

Meine Entscheidung als Jugendlicher hat mich freier gemacht. Der Glaube gab mir Distanz zu mir selber und vielen Haltungen. Politische, ideologische und religiöse Dogmatiker machen mich ungehalten. Moralisten halte ich immer für verdächtig. Heuchler provozieren mich. Dennoch halte ich an einer Tradition fest, die glücklicherweise reich genug ist, dass ich darin Ansätze von Antworten auf meine Fragen finde. Laut Statistik bin ich vermutlich in zehn Jahren tot. Was kommt danach? Ich weiss nur, dass die Wiederauferstehung Christi seinen Jüngern und Millionen von gläubigen Menschen Kraft und Mut gegeben hat. Ich folgere daraus, dass das Ereignis mächtig und gut war. Es bedeutet, dass man den Tod ohne metaphysische Angst erwarten kann. Aber es eilt nicht. Und bis der Tag kommt, werde ich weiterhin beobachten, mich hinterfragen und Gespräche führen. Kurz gesagt: mich als Mensch weiterentwickeln. An Ostern werde ich, wie jedes Jahr, mit meiner 13-köpfigen Familie (Erwachsene und Kinder) in die Kirche gehen. Dann werden wir in der italienischen Stadt, wo wir die Feiertage verbringen, hervorragend essen gehen ...

Julia Onken, Psychologin — Gibt es einen Gott? Nein, ich glaube es nicht, ich weiss es. Irgendwo muss ein verdammt kluger Regisseur sitzen, der die Fäden für mein Leben in der Hand hält. Gelegentlich werde ich in eine Richtung geführt, was mich vor grosse Hürden stellt, die es zu überwinden gilt, die alles andere als angenehm sind. Hinterher erst begreife ich, dass sich die Anstrengung gelohnt hat und ich dadurch einen Zuwachs an Kompetenzen erworben habe.

Zudem erhalte ich mit dem Älterwerden eine zusätzliche Gratislektion. Ich schaue in den Spiegel und stelle fest, dass die innere Befindlichkeit nicht synchron mit der körperlichen Veränderung läuft. Innerlich fühlt es sich stets frühlinghaft jugendlich an, äusserlich



«Vernünftige Herausforderung»: Pascal Couchepin.



«Ein verdammt guter Regisseur»: Julia Onken.



«Ich bete regelmässig»: Mario Fehr.



«Ein Götterseminar»: Reiner Eichenberger.

sind die sichtbaren Zeichen des gelebten Lebens zu sehen. «Aha», denke ich, «offensichtlich gibt es zwei Wirklichkeiten, eine äussere, die zweifellos der Vergänglichkeit unterworfen ist, und eine innere, die, unangetastet von den gelebten Jahren, stets federleicht und froh bleibt, also ewig und unvergänglich ist.» Ich habe mich längst dafür entschieden, in diejenige Aktie zu investieren, die unvergänglich ist, also in das Ewige, Jenseitige.

Mario Fehr, Regierungsrat Kanton Zürich

— Ich glaube an einen guten, gütigen Gott. Und ich hoffe selbstverständlich auf ein Leben nach dem Tod. Als Protestant pflege ich einen eher konventionellen Glauben mit wenig religiösen Zweifeln. Was sollten mir diese auch bringen? Ich bete regelmässig, gehe aber nicht sehr häufig in die Kirche. Anderen Religionen gegenüber empfinde ich grossen Respekt. Ich glaube an die Freiheit des Christenmenschen. Aber eben auch an die Freiheit anderer: Jede und jeder Gläubige soll nach ihrer/seiner Religion glücklich werden können. Es ist wichtig, die Harmonie unter den religiösen Traditionen mit gegenseitigem Respekt, Verständnis und Achtung zu fördern. Da treffe ich mich mit dem Dalai Lama, der die Toleranz unter den Religionen in beispielhafter Weise vorlebt. Auch Papst Franziskus gefällt mir in dieser Hinsicht sehr gut. Alle grossen Weltreligionen basieren im Kern auf den gleichen ethischen Werten des Mitgefühls, der Liebe und der Toleranz. Aber die Menschen haben unterschiedliche kulturelle und biografische Lebenswege. Darum ist es richtig, dass es auf der Welt verschiedene Religionen gibt.

Reiner Eichenberger, Ökonomie-Professor

— Vor langer Zeit trafen sich interessierte Götter zu einem Seminar über die Schöpfung besonders komplexer Welten. Schon in der ersten Seminarsitzung kreierte ein Stargott eine Welt, in der sich alles aus einem kleinen Samen dynamisch durch Evolution entwickelt – bis hin zum Menschen. Zur Steigerung der Auf-



«Religion ist Privatsache»: Fabian Molina.

merksamkeit startete er seine Präsentation mit einem grossen Knall.

In einer Sitzung vor etwa tausend Jahren baute ein besonders gütiger und humorvoller Gott die schon weit entwickelte Welt aus der ersten Sitzung nach, perfektionierte aber viele Details und die Menschen noch ein wenig.

Um zu verhindern, dass sie die Schöpfungsursache erkennen, gab er ihnen verschiedene heilige Bücher mit Schöpfungsgeschichten und konstruierte manche Details so, wie wenn sie durch Evolution entstanden wären. Insbesondere versteckte er überall Fossilien, so dass die Menschen umso stärker an Evolution glau-

«Schon in der ersten Seminarsitzung kreierte ein Stargott eine Welt.»

ben, je mehr sie darüber forschen. Viele Seminarteilnehmer sollen sich göttlich darüber amüsieren, wie die Menschen streiten, ob die heiligen Bücher recht haben oder alles Evolution ist.

Demnächst wollen sich die Götter zur Schlussitzung treffen und beraten, wie sie das All für ein neues Seminar nutzen könnten.

Fabian Molina, Juso-Präsident

— Persönlich glaube ich nicht an Gott und habe es nie getan. Als Kind war ich von den Geschichten des Alten Testaments fasziniert, wie sie im Religionsunterricht erzählt wurden. Und als Jugendlicher wurde ich, wie es sich für einen Jungen aus dem Zürcher Oberland gehört, konfirmiert. Wenig später bin ich aus der Kirche ausgetreten – ich fand es nicht ehrlich, einem Verein anzugehören, dessen eigentliche Grundvorstellung, die Existenz Gottes, ich nicht teilen kann und der ich eher indifferent gegenüberstehe.

Dies änderte aber nichts an meiner Einstellung zu den kirchlichen Institutionen. Vor deren Arbeit habe ich Respekt, und ihren Einsatz für die Armen und Schwachen weiss ich zu schätzen.



«Glaube, Hoffnung, Liebe»: Thierry Carrel.

Mein Vater durfte bei seiner Flucht vor dem chilenischen Militärregime in Chile ebenfalls auf die Hilfe der katholischen Kirche zählen.

Dennoch bin ich klar der Meinung: Religion ist Privatsache. Der Staat muss sich in religiösen Belangen strikt neutral verhalten. Alles andere würde den Interessen aller seiner Einwohnerinnen und Einwohner nicht gerecht. Die Trennung von Kirche und Staat ist deshalb eine Pendeuz im Kampf für eine offene und tolerante Schweiz.

Thierry Carrel, Herzchirurg

— Ich kann mir unter dem Begriff «höhere Macht» etwas vorstellen, was dem Leben einen tieferen Sinn gibt und auch die Hoffnung weckt, dass das Leben etwas mehr sein darf als unser zeitlich begrenztes irdisches Dasein. Für mich als Christ gehören Glaube, Hoffnung und Liebe ganz fest zusammen. Auf diese Weise wird die Ohnmacht vom Karfreitag in Hoffnungsgewissheit am Ostertag verwandelt. Eine Liebe, die auch Licht bedeutet, welches die dunklen Seiten der Welt erhellen mag. Dieses Licht soll uns Mut zum Leben und Handeln geben.

Der Naturwissenschaftler gerät in Bedrängnis, wenn es darum geht, die Existenz einer höheren Macht zu beweisen. Mir geht es nicht um das Überzeugen anderer Menschen. Ich bin glücklich, dass ich mir diese Dimension, die viele Leute – weil nicht abbildbar – zweifeln lässt, vorstellen kann. Es braucht Glauben und Überzeugung, um sich damit zu konfrontieren. Als ehemaliger Schüler eines Jesuitengymnasiums habe ich diesen Glauben und diese Überzeugung erhalten. Schliesslich muss aber jeder selbst wissen, wie er sein Leben gestalten will. Als Mediziner muss ich nicht selten vor der Schöpfung staunen, und gerade deshalb kann ich akzeptieren, dass der Anfang und das Ende der Menschheit auch für den gläubigen Mediziner ein Geheimnis bewahren. Auf die Frage, wie Gott aussieht, gibt uns Augustinus eine passende Antwort: «*Si comprehendis, non est Deus* – wenn du ihn verstehst, dann ist er nicht Gott.» ○



Bild: Sulzfluh, St. Antönien GR (Prättigau)
aus der SWISSVIEW Blu-ray: «Flumserberge | Klosters | Davos | St.Moritz | Prättigau»



SWISSVIEW – die Schweiz von oben

Die spektakulären Bilder aus dem Helikopter, von Marco Fumasoli, sind heute nicht nur aus dem Schweizer Fernsehen bekannt, sondern auch neu seit Oktober auf S1 TV. Es gibt sie auch auf Blu-ray und DVD oder für unterwegs als App auf iOS und Android.

Seit mehr als 15 Jahren fliegen Marco Fumasoli und seine Film-Crew regelmässig über die Schweiz. Seit ein paar Monaten ist SWISSVIEW zurück im Fernsehen und nun fester Programmbestandteil von S1 TV. Täglich Montag bis Freitag sind die Bilder um 05:00 / 09:00 / 18:00 für jeweils eine Stunde zu sehen.

Für High-End Sofapiloten hat SWISSVIEW aber eine ganze Reihe mehr im Sortiment. Mit der ersten Blu-ray «Aletschgebiet/ Berner Oberland» wurde ein ganz besonderes Gebiet gewürdigt, nämlich das erste UNESCO Weltnaturerbe der Alpen! In über vier Stunden zeigt die Blu-ray nahezu die gesamten Berner Hochalpen mit ihren monumentalen Felsmassiven auf dem Gebiet der Kantone Bern und Wallis.

Heute hat SWISSVIEW 6 Episoden auf Blu-ray im Sortiment: Das «Engadin» können Sie erwandern, erfiegen, erleben, gerade so, als ob Sie wirklich dort wären.

«Zürich, Luzern, Innerschweiz» – Eine Weltstadt am See umgeben von Bergen. Zürich, Zug, Glarus, Luzern und die schönsten Naherholungsgebiete der Innerschweiz.

Das «Wallis» – Der Kanton mit den berühmtesten Gletschern und den meisten Viertausender der Alpen, wie der Dom, die Monte Rose und das Matterhorn. Eine einzigartigen Reise in über 6 Stunden.

«Tessin» – Ein Höhenflug über das Gotthardmassiv, durch die Leventina in die Sonnenstube der Schweiz. Nehmen Sie die Wärme und Idylle dieser einzigartigen Landschaft in sich auf.

Und ganz neu, erstmals zu sehen, die atemberaubende Winterepisode um die «Flumserberge, Klosters, Davos, St.Moritz» und das Prättigau. Fliegen Sie entlang tief verschneiter Bergketten, durch glitzernde weisse Täler und über weltberühmte Ski-gebiete in ein traumhaftes Wintererlebnis.

Weltwoche-Spezialangebot

Bestellen Sie jetzt Ihre SWISSVIEW-Liebblingsflüge auf DVD und Blu-ray zum einmaligen Vorzugsspreis!

NEU: Bestellen Sie auch die beiden brandneuen 2 Disc Blu-rays «Wallis» und «Tessin»!

Sonderpreise:

- 1 Disc Blu-ray Fr. 29.– (statt Fr. 38.–)
- 2 Disc Blu-ray Fr. 48.– (statt Fr. 59.–)
- 13 Disc DVD Box «Complete Series» Fr. 85.– (statt Fr. 98.–)
- DVD «Special Edit» Fr. 20.– (statt Fr. 28.–)
- DVD «Zürich Welcome Home» Fr. 25.– (statt Fr. 34.–)

Bestellung:

Im Online-Shop auf swissview.com/shop

Im Feld «Gutscheincode» das Stichwort «Weltwoche» angeben und zum Vorzugsspreis bestellen. (alle Preise exkl. Versandkosten).

www.weltwoche.ch/platinclub





Ein Vermögen für vier Minuten Zeitgewinn: Visualisierung des neuen Luzerner Tiefbahnhofs.

Milliardengrab am Vierwaldstättersee

Luzern will für 2,4 Milliarden Franken einen Tiefbahnhof bauen. Bessere und billigere Ideen zur Bewältigung der Verkehrsströme wären vorhanden. Doch die *Classé politique* der Stadt hat sich auf den Prestigebau eingeschworen und überhört jeden Einwand. *Von Alex Reichmuth*

In Luzern kennt man den Rütlichswur von 1291. Und man kennt den vom 14. September 2009. Der Kantonsrat traf sich damals zu einer Sondersession im Luzerner Bahnhof. Man konnte live mitverfolgen, wie sich das Parlament auf den Bau eines neuen Tiefbahnhofs im Zentrum Luzerns einschwor. 118 Ja- gegen 0 Nein-Stimmen lautete das Abstimmungsergebnis zur entsprechenden Resolution. Viele Passanten applaudierten spontan. Bedenken gegen das milliardenteure Projekt werden seither in Luzern systematisch beiseitegewischt.

Heute fahren die Züge von Norden her über eine enge Zufahrt entlang der Reuss und durch mehrere Tunnel zum Bahnhof. Jeder Zug mit Halt in Luzern muss im Bahnhof wenden und zurück durch das Nadelöhr fahren. Mit 700 Zügen pro Tag sind die Kapazitäten ausgereizt. Laut Experten soll der Bahnverkehr in Luzern bis 2030 aber um bis zu 40 Prozent wachsen. Dass Handlungsbedarf besteht, bestreitet niemand.

Kanton und Stadt Luzern sowie die SBB wollen das Problem mit einem neuen Tiefbahnhof lösen. Gemäss dem Kantonsrat und der vom

Volk abgeseigneten Planung sollte dieser ursprünglich von Nordosten her erschlossen werden, mit einem 3,5 Kilometer langen Tunnel. Kosten: 1,6 Milliarden Franken. Damit entstünde aber ein weiterer unpraktischer Kopfbahnhof. Der Bund, der den Bahnhof wesentlich mitbezahlen muss, war darum nicht begeistert. «Man sollte auch nach neuen Lösungen suchen, einen Plan B haben», kritisierte Peter Füglistaler, Direktor des Bundesamts für Verkehr, die Pläne deutlich. In Luzern krebste man aber nicht zurück, sondern gab noch einen drauf: Die Regierung ergänzte die Pläne mit einem zwei Kilometer langen Zufahrtstunnel von der anderen Seite her und präsentierte letztes Jahr einen «Durchgangstiefbahnhof». Neue Kosten: 2,4 Milliarden.

Verkehrsinfarkt um den Bahnhof

Doch das Projekt hat nebst den horrenden Kosten einige Nachteile: Wegen eines Engpasses auf der Westzufahrt, der weiterbestehen würde, würden die Kapazitäten nur mässig steigen. Auch die angeführten vier Minuten Zeitgewinn für Passagiere aus Zürich gingen

auf den Rolltreppen wieder verloren. Vor allem aber würde der gesamte, wachsende Fernverkehr weiterhin über Luzerns Zentrum abgewickelt. Dabei versinkt das Gebiet um den Bahnhof schon heute in Staus. Wie man den Verkehrsinfarkt in der City nach Eröffnung des Tiefbahnhofs verhindert, ist unklar.

Es gäbe jedoch eine verblüffend schlichte Lösung. Sie ist seit Jahren unter «Bahnhof Nord» oder «Bahndreieck Luzern Nord» bekannt. Die Idee: Es fahren nicht mehr alle Züge ins Zentrum, sondern einige halten an einer Station am Nordrand Luzerns. Denn Reisende, die etwa von Basel Richtung Italien unterwegs sind, müssen nicht zwingend durch die überlastete City geschleift werden. Mit einer kurzen, neuen Gleisverbindung von Emmenbrücke zum Rotsee könnte man den Abstecher ins Zentrum vermeiden. Die neue Nordstation würde auch für viele Reisende mit Ziel Luzern goldrichtig liegen. Denn die Stadt boomt im Norden. Weil Luzern in allen anderen Richtungen vom See und von Bergen begrenzt ist, wird sie auch in Zukunft gegen Norden wachsen. Erst vor einigen Tagen wur-



Wohnplätzen entwickeln», schwärmte der damals zuständige Regierungsrat Max Pfister. Der Reiseverkehr von Zug nach Bern würde einfacher, sagte der damalige Kantonsingenieur Fredy Rey, «da die Züge nicht mehr im Kopfbahnhof Luzern halten müssten». Die Alternative wäre, so Rey, «dass wir weiterhin den Verkehr ins Luzerner Zentrum würgen».

Doch inzwischen hat der Wind gedreht. Die Aussicht auf einen Luxusbau im Zentrum, der von den Steuerzahlern der ganzen Schweiz mitfinanziert würde, hat in Luzern die Sympathie für eine einfache Lösung schwinden lassen. Seit dem «RütliSchwur» des Kantonsrats gilt die Idee Station Nord als unsinnig. Bei den Luzerner Behörden heisst es nun, bei diesem Vorschlag sei das Kosten-Nutzen-Verhältnis schlecht. Niemand wolle in den Norden Luzerns reisen. Und mit einem Tiefbahnhof könne Platz gespart werden.

Hinter dem Projekt Durchgangstiefbahnhof steht etwa Stadtrat Adrian Borgula (Grüne), der für den Verkehr zuständig ist. 2009 hatte Borgula – damals noch als Kantonsrat – in einer privaten Mail aber geschrieben: «Ein Durchgangsbahnhof ist *nice to have*, aber aus Sicht der Kapazitätsplanung der SBB in den nächsten zwanzig, dreissig Jahren nicht erforderlich.» Auf diesen Satz hingewiesen, schreibt Borgula, die Behörden und die SBB seien inzwischen zur Einsicht gekommen, dass ein Durchgangstiefbahnhof doch die beste Lösung sei – insbesondere für die Anbindung der Zentralschweiz ans nationale Schienennetz. Auch habe sich der Zugsverkehr «stärker entwickelt als angenommen». Borgula betont zudem, die Stadt bezahle seit 2009 in einen Fonds, um den Tiefbahnhof mitzufinanzieren. In diesem Fonds sind aber erst 14 Millionen Franken, was sechs Promille der totalen Kosten entspricht.

Doch in Luzern haben es Abweichler schwer. Die Region brauche «eine möglichst geschlossene Haltung», betont etwa Georges Theiler, Luzerner FDP-Ständerat. «Das Verfolgen von anderen Projekten [...] würde letztlich zu

einer Teilung der Zentralschweizer Kräfte führen», sagt auch Ständeratskollege Konrad Graber, CVP, «das gilt es zu vermeiden.» Wer weiterhin von der Bahnstation Nord spricht, muss sich als Verräter fühlen.

Auf Linie ist auch die *Neue Luzerner Zeitung* als Monopolblatt. Als «kleines, aber unnötiges Störmanöver» bezeichnete es die Zeitung, als der Verein Bahndreieck Luzern Nord letztes Jahr sein Projekt präsentierte. Der zuständige Redaktor wurde belohnt. Er arbeitet heute als Sprecher bei den Luzerner Verkehrsbetrieben, die seit je für den Tiefbahnhof sind.

Beim Verein Bahndreieck Luzern Nord bemängelt man, die eigenen Vorschläge seien

Wegen der hohen Kosten könnte Luzern am Ende ohne Lösung der Verkehrsprobleme dastehen.

vorschnell abgelehnt worden. Es habe lediglich eine «oberflächliche und nicht nachvollziehbare Alibi-Prüfung» stattgefunden, sagt Architekt Martin Simmen, der an den Plänen mitgearbeitet hat.

Sympathien für die Bahnstation Nord gibt es aber bei der SVP. Allerdings haben 2009 beim «RütliSchwur» auch sämtliche SVP-Vertreter ja gesagt. Seine Partei habe damals nur wegen der Zusage der Regierung zugestimmt, dass Alternativen geprüft werden, sagt SVP-Kantonsrat Marcel Omlin. «Wir wurden aber über den Tisch gezogen.» Beim Kanton bestreitet man jedoch, den Einbezug des Bahnhofs Nord bei der Variantenevaluierung zugesichert zu haben. Jedenfalls lautete die Resolution damals klar für einen Tiefbahnhof. Die SVP-Vertreter waren also zumindest naiv.

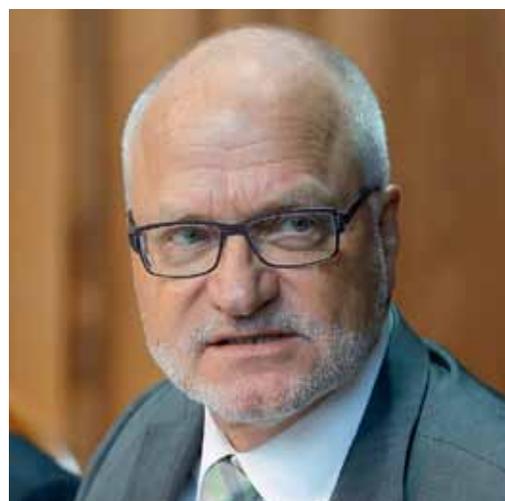
«Etwas bescheidener werden»

Gegen den Tiefbahnhof ist auch Kurt Inderbitzin, Präsident der Luzerner BDP, die nicht im Parlament vertreten ist. «Der Kanton Luzern kassiert pro Jahr 350 Millionen Franken aus dem nationalen Finanzausgleich», kritisiert er, «da sollte man etwas bescheidener werden.» Inderbitzin befürchtet, dass der Tiefbahnhof wegen der hohen Kosten nie realisiert wird und Luzern am Ende ohne Lösung der Verkehrsprobleme dasteht. Ein Bericht des Bundes zur Luzerner Verkehrsplanung bestätigte vor kurzem die Befürchtung. «Aufgrund der sehr hohen Kosten» des Tiefbahnhofs bestehe das Risiko, «dass letztlich auf lange Sicht keine wesentlichen Weiterentwicklungen der Verkehrssysteme realisiert werden können», heisst es darin.

In Luzern überhörte man die Warnung schlicht. «Wir können zum jetzigen Zeitpunkt weder fachlich noch politisch Alternativszenarien entwickeln», liess der Kanton trotzig verlauten. Es könnte ein böses Erwachen am Vierwaldstättersee geben.

de bekannt, dass auf einer Industriebrache nördlich der Stadt 1000 neue Wohnungen und 1500 neue Arbeitsplätze entstehen sollen. Eine steigende Zahl an Passagieren, die in dieses Gebiet wollen, müssten nicht mehr via Zentrum reisen. Züge mit Endziel Luzern aber, vor allem die mit vielen Touristen, würden weiterhin ins Zentrum fahren. Der Verein Bahndreieck Luzern Nord, der dieses Projekt propagiert, beziffert die Kosten der Nord-Lösung auf 700 Millionen Franken.

Ursprünglich galt die Idee eines Bahnhofs Nord in Luzern als attraktiv. 2007 plädierte sogar die Kantonsregierung für eine vergrösserte Station in Emmenbrücke, nördlich von Luzern. «Um den neuen Bahnhof kann sich eine neue Stadt mit attraktiven Arbeits- und



«Geschlossene Haltung»: Georges Theiler, FDP.



Teilung der Kräfte: Konrad Graber, CVP.

Lebenslügen der EU

Vor den Europawahlen lobt Brüssel die Erweiterung auf 28 Mitglieder als Segen. Doch das Demokratiedefizit der Gemeinschaft ist grösser geworden. Die positiven Effekte haben sich als Mär erwiesen. *Von Pierre Heumann*



Korruption ist machbar, Herr Nachbar: Euphorieblinde Osterweiterung.

Vor zehn Jahren wurde die EU als Wundermittel gepriesen, um die neuen Mitgliedsländer von innen her zu reformieren. So unterschiedlichen Staaten wie Polen, Tschechien oder Ungarn sollte dank der Aufnahme in die EU ein reibungsloser Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft, von der Diktatur zur Demokratie gelingen. Inzwischen zeichnet sich ab, dass die Erweiterung gegen Osten der EU schlecht bekommt.

Die ökonomischen Verhältnisse haben sich zwar vielerorts verbessert. In zahlreichen osteuropäischen Ländern hat sich der Wohlstand dem EU-Durchschnitt angenähert. Die Wirtschaftsleistungen Polens und Tschechiens haben sogar einen rasanten Sprung nach vorne gemacht. Die neuen Mitglieder führten Wahlen durch, bekämpften die Korruption, bemühten sich um Transparenz. Selbst Bulgarien und Rumänien, deren Entwicklung durch Korruption und kommunistische Altlasten besonders stark behindert wurde, passten sich den Brüsseler Regeln an, um der EU beitreten zu dürfen. In Kroatien ging das Reinemachen sogar so weit, dass Regierungschef Ivo Sanader wegen Korruption zu einer Gefängnisstrafe von zehn Jahren verurteilt wurde.

Und doch macht sich inzwischen Ernüchterung breit. «Bezüglich Gewaltenteilung und Korruptionsbekämpfung haben uns viele osteuropäische Staaten die lange Nase gezeigt», sagt der österreichische Europaparlamentarier Hans-Peter Martin. Denn die Eliten in diesen neuen Ländern «können mit demokratischen Prozessen und Rechtsstaatlichkeit zu oft wenig anfangen. Es rächt sich bitterlich, dass die Osterweiterung zu früh und blind erfolgt ist.»

Sieben Jahre nach dem Beitritt Rumäniens und Bulgariens muss die Europäische Kommission ernüchert feststellen, dass die beiden Länder bezüglich Korruptionsbekämpfung keine besonderen Fortschritte gemacht haben und die europäischen Standards im Justizwesen nicht erfüllen. Der Think-Tank Freedom House gibt den beiden Ländern für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Korruption heute schlechtere Noten als vor zehn Jahren. An der demokratischen Fassade werde in Osteuropa zwar festgehalten. Aber es würden sich Formen von nichtliberalen Demokratien ausbreiten, warnt der deutsche Politologe Jan-Werner Müller, der in Princeton lehrt. Politische Parteien versuchen, den Staat für ideologische Ziele oder wirtschaftliche Gewinne einzuspannen.

Beitrittswillige Länder werden von Brüssel zwar gründlich dahingehend überprüft, ob sie die politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Kriterien erfüllen, die der Europäische Rat 1993 in Kopenhagen beschlossen hat. Doch was taugt das? Die Schlagworte «Demokratie» und «Rechtsstaat» sind nur rudimentär ausdifferenziert. Und vor allem: Wer einmal im Klub aufgenommen ist, hat kaum Sanktionen zu befürchten, sollte er gegen fundamentale

Werte und Prinzipien verstossen. Ein solcher Entscheid müsste nicht von Brüssel, sondern von den einzelnen Regierungen gemeinsam gefällt werden – und die befürchten stets, dass sie über kurz oder lang selber auf die Schandbank verwiesen werden könnten. Ein Ausschluss ist juristisch unmöglich. Die EU kann man nur freiwillig verlassen.

«Prozess schleichender Aushöhlung»

Staaten, in denen demokratische Werte nicht geschätzt werden, bekommen in der EU zunehmend Gewicht. Demokratie und Transparenz sind klare Verliererinnen der Erweiterungsrunden der letzten beiden Jahrzehnte. Autoritäre Tendenzen übersehe Brüssel aber oft allzu bereitwillig, solange die Regierungen kooperierten, meinte kürzlich Florian Bieber, Leiter des Zentrums für Südosteuropa-Studien an der Karl-Franzens-Universität in Graz, in einem Beitrag für die NZZ. «Bedingt durch die Integration, befinden sich die Demokratien der EU-Mitglieder in einem Prozess schleichender Aushöhlung», stellen die deutschen Politologen Martin Höpner, Armin Schäfer und Hubert Zimmermann fest.

«Europas Völker wurden nicht gefragt, ja nicht einmal zeitnah und ausreichend informiert.»

Die Lebenslüge der EU: Sie glaube, sowohl Vertiefung als auch Erweiterung gleichzeitig haben zu können, so der deutsche Politologe Peter Graf von Kielmansegg, aber «die Politik der unaufhörlichen Erweiterung hat ihren Preis». Die Entleerung der Demokratie pflanzt sich übers ganze Gebiet der Europäischen Union fort. Die EU bestimmt nämlich längst nicht mehr bloss technische Vorschriften. Brüssels Einflussbereich wurde, auch als Folge der Krise in der Euro-Zone, stark ausgeweitet. Schulpolitik und soziale Sicherheit entziehen sich (noch) dem Einfluss Brüssels. Sonst aber bestimmen in den meisten Bereichen die EU-

Bürokraten – nicht aber die Bürger oder das Parlament –, wo es langgeht.

Die EU war nie ein Vorbild für Demokratie. So wurde zum Beispiel der Entscheid, den Euro einzuführen, weitgehend von Technokraten gefällt. Bloss zwei Länder, Dänemark und Schweden, liessen darüber das Volk abstimmen (beide sagten nein). Während der Euro-Krise zwang die Brüsseler Elite Italien und Griechenland, demokratisch gewählte Politiker durch Technokraten zu ersetzen.

Seit der Erweiterung ist «Demokratie» in der EU nur noch ein inhaltsloses Schlagwort. Die grösste politische Neuordnung Europas seit der Konferenz von Jalta, als die Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Einfluss-sphären abgrenzten, ging denn auch ohne Berücksichtigung demokratischer Regeln über die Bühne. Der damalige EU-Kommissar für die Erweiterung der EU, Günter Verheugen, entschied eigenmächtig, wer wann der EU beitreten könne. «Europas Völker, die von all diesen Entwicklungen politisch und ökonomisch nachhaltig betroffen sind, wurden nicht gefragt, ja nicht einmal zeitnah und ausreichend informiert», erinnert sich der Parlamentarier Martin in seinem Buch «Die Europafalle».

Die Erweiterung wurde im Vertrag von Nizza nach 108 Stunden Verhandlungen besiegelt. Damals warf die EU den Grundsatz über Bord, laut dem es vor der Erweiterung mehr demokratische Rechte geben müsse, vor allem mehr demokratische Legitimität. Nicht sehr glaubwürdig lobt Brüssel vor den Wahlen des Europäischen Parlaments, die Ende Mai stattfinden, die neuen Kompetenzen der Abgeordneten: Sie würden «mehr Macht und Einfluss haben» als bisher. Der Slogan: «Dieses Mal ist es anders.»

Anders vielleicht schon, nicht aber besser. Das neue Europaparlament wird bei der Ernennung des Kommissionspräsidenten lediglich mitbestimmen dürfen. Es wird weiterhin auf das Initiativrecht verzichten müssen, und es wird wie bisher nur auf Vorschläge der EU-Kommission reagieren können. Das Gesetzgebungsverfahren wird auch künftig durch Kommission, Rat und Parlament bestimmt.

Das stört diejenigen nicht, für die der Job als Abgeordneter ein lukratives Geschäft ist. Die Rechnung ist schnell gemacht: In Rumänien oder Bulgarien liegt der Durchschnittslohn bei 300 bis 350 Euro. Ein Europaparlamentarier erhält demgegenüber 6200 Euro im Monat, zudem eine nicht kontrollierte Bürokostenpauschale von 4200 Euro. Allein das Taggeld bei Sitzungen beträgt 304 Euro – zahlbar auch für den Fall, dass einer gleich nach Beginn der Sitzung wieder verreist. Zudem steht den Parlamentariern ein Budget für Assistenten in der Höhe von 21000 Euro pro Monat zur Verfügung, womit sich in Niedriglohnländern zahlreiche Mitarbeiter anstellen lassen – auch um in ihrem Heimatland eine Machtbasis für eine spätere Karriere aufzubauen. ○



«Mein Job ist schwer zu beschreiben.»



**Öffentlicher Vortrag von
Roger Köppel in Fribourg**

Die Schweiz und Europa

**Eine Standortbestimmung nach dem Ja
zur Masseneinwanderungsinitiative**

Was bedeutet der Volksentscheid für die Schweiz? Und für Europa? Wie muss es jetzt weitergehen? Ein Plädoyer für eine selbstbewusste und erfolgreiche Schweiz. Roger Köppel, Verleger und Chefredaktor der *Weltwoche*, war früher Chefredaktor der *Welt* in Berlin.

Vortrag in Deutsch mit französischer Simultanübersetzung.

**Fribourg, Di., 22. April: NH Fribourg Hotel,
Saal Panorama 1, Grand-Places 14, Fribourg**

Beginn: 19 Uhr, Türöffnung: 18 Uhr,
Eintritt frei. Die Platzzahl ist beschränkt.
Anmeldungen an: Telefon 044 533 35 03
oder E-Mail an biel@weltwoche.ch oder
fribourg@weltwoche.ch

**Conférence publique de
Roger Köppel à Fribourg**

La Suisse et l'Europe

**Un état des lieux après le «oui» à
l'initiative contre l'immigration de masse**

Quelles sont pour la Suisse les conséquences de la décision populaire? Et pour l'Europe? Que va-t-il se passer maintenant? Plädoyer pour une Suisse sûre d'elle et prospère. Roger Köppel, éditeur et rédacteur en chef de la *Weltwoche*, était auparavant rédacteur en chef de la *Welt* à Berlin.

La conférence aura lieu en allemand, avec interprétation simultanée en français.

**Fribourg, mardi 22 avril: NH Fribourg Hotel,
Salle Panorama 1, Grand-Places 14, Fribourg**

Début: 19 h, ouverture des portes: 18 h,
entrée libre. Nombre de places limité.
Inscription par téléphone 044 533 35 03
ou e-mail à biel@weltwoche.ch ou
fribourg@weltwoche.ch

Die Welt rüstet auf

Global sind die Militärausgaben wieder so hoch wie in den letzten Jahren des Kalten Krieges. Doch die militärpolitische Weltkarte hat sich verändert. Die Schweizer Armee ist veraltet und wird um eine Modernisierung nicht herumkommen. *Von Martin van Creveld*

Im Schatten der Atombombe, die einen Krieg zwischen den Grossmächten verhindert hat und hoffentlich weiterhin verhindert, wird allenthalben aufgerüstet. Zwischen 1991 und 1998 gingen die Verteidigungsbudgets weltweit zurück. Heute sind die Rüstungsausgaben, gemessen am Bruttoinlandprodukt (BIP), so hoch wie in den letzten Jahren des Kalten Krieges. Am meisten geben die USA aus: 682 Milliarden Dollar waren es allein im letzten Jahr. Es folgen China (166 Mrd.), Russland (91 Mrd.), Grossbritannien (61 Mrd.), Japan (59 Mrd.), Frankreich (59 Mrd.), Saudi-Arabien (58 Mrd.), Indien (46 Mrd.), Deutschland (46 Mrd.) und Italien (34 Mrd.). Auf diese zehn Staaten entfallen drei Viertel der globalen Rüstungsausgaben, den Rest teilen sich die übrigen 184 Länder.

Amerika steht unangefochten an der Spitze. Es ist die einzige Weltmacht, die nach Belieben überall intervenieren kann. Auch in so wichtigen Bereichen wie Nachrichtendienste, Weltraumkrieg und Cyberkrieg verfügt Amerika über beispiellose Fähigkeiten. Doch es gibt Probleme. Ein grosser Teil des Militärhaushalts (rund 100 Mrd. Dollar) wurde 2013 für sinnlose Kriege im Irak und in Afghanistan ausgegeben. Angesichts der rasanten Staatsverschuldung dürfte das Budget vermutlich schrumpfen. Diese Faktoren haben dazu geführt, dass in der offiziellen Doktrin nur jeweils ein regionaler Krieg vorgesehen ist statt zweier wie noch unter Clinton. Nachdem Kongress und Bevölkerung eine Intervention in Syrien deutlich abgelehnt haben, spricht einiges dafür, dass Amerika insgesamt kriegsmüde geworden ist.

Andererseits geben China und Russland immer mehr Geld für das Militär aus. Besonders China hat stark aufgeholt – an der Kaufkraftparität gemessen, entspricht der Abstand zu Amerika einem Verhältnis von nur 1 zu 2,9. China und Russland haben zudem den Vorteil, dass sie keine globalen Mächte sind. Sollten sie Krieg führen, dann in Grenznähe. Da die Kosten eines Krieges mit der Entfernung exponentiell steigen, sind sie umso schlagkräftiger.

Die militärpolitische Weltkarte hat sich verändert. Während des Kalten Krieges war Europa die waffenstarrende Region der Welt, hier konzentrierten Nato und Warschauer Pakt ihre Armeen. Nach dem Ende der Sowjetunion gingen die Rüstungsausgaben in den europäischen Ländern zurück. Die Annexion der Krim durch Russland besagt nicht viel. Doch ist nicht auszuschliessen, dass Putin auch künftig für Unruhe in der Ukraine sorgen wird. Für die



Kaum mässige Einwirkung: chinesischer Flugzeugträger.

osteuropäischen Nato-Staaten wäre das eine Bedrohung. Ein deutlicher Anstieg der Rüstungsausgaben (zum Ankauf von Elektronik, Drohnen und Raketenabwehrsystemen) wäre dann unvermeidlich.

Ein weiterer Brennpunkt ist Südostasien. China, das ein beispielloses Wirtschaftswachstum verzeichnet und weiss, dass ein fortgesetztes Wachstum an Frieden geknüpft ist, wird seine Nachbarn kaum provozieren. Man scheint sogar willens, mässigend auf den nordkoreanischen Protégé einzuwirken und den alten Konflikt mit Taiwan herunterzuspielen. Andererseits ist China viel stärker in den Welthandel eingebunden. Das erklärt, warum das Land seine Kriegsmarine ausbaut und inzwischen über zwei kleine Flugzeugträger verfügt. Peking hat ungelöste Grenzkonflikte mit den Nachbarn. Das betrifft vor allem die Souveränitätsansprüche im Südchinesischen Meer mit seinen vermuteten Rohstoffvorkommen.

Schweiz in der Schusslinie

Der Nahe Osten verliert an Bedeutung. Die Syrer massakrieren einander gnadenlos. In Ägypten, im Jemen und Irak gibt es Terrorismus. Der Konflikt zwischen Israeli und Palästinensern dauert an, doch ein neuer israelisch-arabischer Krieg ist unwahrscheinlicher denn je. Amerika ist immer weniger auf Öl aus

Nahost angewiesen. Der Iran gibt trotz allem Imponiergehabe nur 6,3 Milliarden Dollar für sein Militär aus. Selbst wenn man unterstellt, dass real doppelt so viel ausgegeben wird, ist das Land nicht der Moloch, als der es oft hingestellt wird.

Und die Schweiz? Während des Kalten Krieges war sie in der Schusslinie, später profitierte sie vom Untergang der Sowjetunion. Das zeigt ein Blick auf den Verteidigungshaushalt, der von 2 Prozent des BIP (1991) um mehr als die Hälfte zurückgegangen ist. Die Armee mit einem Etat von rund 5 Mrd. Dollar ist veraltet und wird um eine Modernisierung nicht herumkommen, auch, um sich an internationalen Friedensmissionen beteiligen zu können. Dennoch ist die Schweiz kaum bedroht. Sie hat von den Nachbarn nichts zu befürchten, ihre geografische Lage und ihre Neutralität verleihen ihr eine Sicherheit, wie sie kaum ein anderes Land geniesst. In Abwandlung des Diktums über die Habsburger Monarchie könnte man sagen: «Sollen andere ihr Geld für Waffen ausgeben, du, glückliche Schweiz, kannst in Frieden leben.»

Martin van Creveld ist emeritierter Professor für Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Er gilt als weltweit führender Militärgeschichtler.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Überzeugende Verliererin

Vor über zwanzig Jahren sagte Anita Hill dem FBI, ihr ehemaliger Chef Clarence Thomas habe sie sexuell belästigt. Der Senat wählte ihn dennoch ins Gremium der obersten Richter der USA. Hills Anschuldigungen sind bis heute unwiderlegt. Nun rollt eine Doku den Fall neu auf. *Von Beatrice Schlag*

Es war eines der erniedrigendsten Spektakel, das US-Politiker ihren Wählern je zumutet hatten. Nach jenen Tagen im Oktober 1991, in denen die Justizkommission des Senats herauszufinden versuchte, ob die von der schwarzen Rechtsprofessorin Anita Hill vorgebrachten Anschuldigungen glaubhaft seien, dass ihr ehemaliger Chef Clarence Thomas sie während ihrer Anstellung sexuell belästigt habe, standen zum Schluss alle als Verlierer da. Clarence Thomas wurde gewählt, aber sein Ruf bleibt beschädigt. Anita Hill erhält bis heute Drohbriefe. Die Politiker, gewieft darin, über Gesetze, Krieg und Frieden zu streiten, blamierten sich bis auf die Knochen.

Die dreizehn weisen, durchwegs männlichen und vorwiegend älteren Senatoren, die unter dem Vorsitz des heutigen Vizepräsidenten Joe Biden die Fragen stellten, wirkten schlecht vorbereitet und peinlich berührt. Sie hatten keine Erfahrung darin, für das Wohl des Landes unter der Gürtellinie zu debattieren. «Die weisen Herren, manche von ihnen grosse Figuren, taten alles, um sich hinter ihren Mikrofonen zu verstecken», höhnte das *Time Magazine* über die von CNN live übertragenen Anhörungen. Ders schwarze Richter Clarence Thomas wies sämtliche Belästigungsvorwürfe kategorisch zurück und bezeichnete die Anhörung als «Hightech-Lynchjustiz». Anita Hill sagte, sie habe mit ihrem Auftritt nichts zu gewinnen. Es gebe keinerlei Gründe für ihre Aussagen ausser ihrem Gewissen. Sie stimmte einem Lügendetektortest zu, dessen Ergebnis sie als glaubwürdig auswies. Thomas lehnte den Test ab.

Mit Penislänge geprahlt

Dass die Rechtsprofessorin aus Oklahoma überhaupt je vor die Senatskommission und die Fernsehkameras würde treten müssen, hatte sie nicht geahnt. Die schriftliche Befragung über Clarence Thomas' Eignung für den Supreme Court schien eine reine Routinevorsorge des FBI zu sein, um sicherzugehen, dass der Richter keine Leichen im Keller hatte, die von der Presse ans Tageslicht gezerrt werden konnten. Aber eigentlich war die Wahl des von George H. W. Bush nominierten Juristen so gut wie gelaufen.

Thomas sollte den Platz des zurücktretenden Richters Thurgood Marshall antreten. Marshall war der erste schwarze Richter, der Mitglied des Obersten Gerichts der USA wurde. Auch sein Nachfolger sollte ein Vertreter der afroamerikanischen Bevölkerung sein. Nur

nicht so linkslastig wie Marshall. Clarence Thomas' bisherige Karriere zeichnete ihn als zuverlässigen Konservativen aus, beruflich brillant, charakterfest. Was seine ehemalige Assistentin Anita Hill dem FBI über Thomas zu sagen hatte, zeichnete ein anderes Bild: das Bild eines Chefs, der wiederholt mit seiner Penislänge prahlte und sie mit seiner Insistenz, sie auch privat zu treffen, in die Enge trieb.

Wer Hills vertraulichen Bericht ans FBI der Presse zuspielte, ist bis heute nicht klar. Der Eklat war riesig. Die Senatskommission entschied, Anita Hill zu einer öffentlichen Anhörung vorzuladen. Millionen sahen und hörten

Die Hearings scheinen grotesker als die erste Staffel von «Mad Men», die in den sechziger Jahren spielt.

zu, wie die Frau im hochgeschlossenen türkisblauen Ensemble von verlegenen und dennoch oder vielleicht gerade deshalb dreisten Senatoren fast neun Stunden lang ohne Pause verhört wurde, als sitze sie auf der Anklagebank. Sie hatte den Mann, der bis 1983 ihr Chef gewesen war, weder angezeigt noch öffentlich verunglimpft. Sie hielt Thomas, der als ihr Arbeitgeber ausgerechnet Präsident der US-Kommission für gleichberechtigte Anstellungschancen

war, lediglich nicht für geeignet, dem Supreme Court anzugehören. Und sie hatte dem FBI ihre Gründe für ihre Bedenken dargelegt.

Anita Hill, damals 35, war eine aussergewöhnliche Erscheinung. Wenn man die Hearings heute ansieht, erinnert sie an George W. Bushs spätere Aussenministerin Condoleezza Rice: gleiche Souveränität, Höflichkeit und Ruhe beim Reden, gleiche Eloquenz und selbstbewusste Haltung. Nur hübscher und deutlich weniger starr in Gesicht und Aufmachung. Sie blickte jedem Senator, der sie befragte, ins Gesicht, während die Senatoren auf ihre Papiere oder an ihr vorbei in die Ferne starrten. Die Hearings scheinen grotesker als die erste Staffel von «Mad Men», die in den sechziger Jahren spielt. Sie fanden dreissig Jahre später statt.

«Warum», fragte der republikanische Senator Arlen Specter, «haben Sie trotz Ihrer Erfahrung zweimal mit Clarence Thomas gearbeitet?» Anita Hill antwortete, sie habe gedacht, «Thomas' sexuelle Avancen, die mich sehr verstört hatten, seien vorbei». Ausserdem habe sie gefürchtet, in der Reagan-Regierung keinen Job mehr zu bekommen. «Was», fragte der demokratische Senator Joe Biden, «waren Ihre peinlichsten Momente mit Thomas?» – «Seine Diskussionen über Pornos mit grossbrüstigen Frauen, die mit Tieren und mehreren Leuten



Beruflich brillant, charakterfest: Richter Thomas.



«Er hatte eine Rasse, ich hatte ein Geschlecht»: Rechtsprofessorin Hill.

Sex hatten», antwortete Anita Hill. «Thomas' Bemerkungen über einen Pornodarsteller mit grossem Penis namens Long Dong Silver. Und seine Frage, wer wohl ein Schamhaar auf seine Cola-Dose gelegt habe.»

Solche Äusserungen, sagte Hill, seien nicht jeden Tag gefallen. Aber sie habe immer Angst davor gehabt. Und sie habe gefürchtet, ihren Job zu riskieren, wenn sie weiterhin Thomas' Einladungen ablehne. Die kalifornische Rechtsprofessorin Judith Resnick schrieb kurz danach: «Es klang wie der Prototyp einer Geschichte sexueller Belästigung.» Der Begriff sexuelle Belästigung, obwohl in der amerikanischen Gesetzgebung als Delikt bereits damals festgeschrieben, war in den Köpfen noch kaum verankert. Männer taxierten sie als weibliche Überspanntheit oder als Kalkül, jemanden zu Fall zu bringen. Frauen fürchteten um ihren Arbeitsplatz, wenn sie den Mund aufmachten.

Die Biografien von Clarence Thomas und Anita Hill ähneln sich verblüffend. Beide stammen aus strengreligiösen Familien vom Land, ohne viel Geld. Beide wurden dazu erzogen, sich in der Schule auszuzeichnen, um an Colleges und Universitäten aufgenommen zu werden, die ohne Stipendien finanziell unerreichbar waren. Wie Hill absolvierte der in

Georgia aufgewachsene Thomas die hochangesehene Yale Law School. Er war Mitglied der Republikaner, sie schwieg sich über ihre politischen Ansichten aus. Aber wer sie als Studentin kennenlernt hatte, war sicher, dass auch sie Republikanerin war. Auf Joe Bidens Frage, ob er glaube, Anita Hill habe ihre Geschichte erfunden, sagte Thomas: «Ich glaube, sie wurde von Leuten erfunden, die es darauf abgesehen hatten, mich zu zerstören.» Wer Thomas und Hill zuhörte, wusste am Schluss nur, was bereits am Anfang klar war: Einer der beiden war ein dreister Lügner. Und möglicherweise würde man nie erfahren, wer.

Tausende von Schmähbriefen

Was die Mehrheit der Senatoren schliesslich dazu bewog, Thomas mit 52 zu 48 Stimmen zu ernennen, war ihre Angst, als Rassisten zu gelten, wenn sie ihn ablehnten. Thomas' mehrfach wiederholte Aussage, er werde einzig wegen seiner Hautfarbe durch den Dreck gezogen, erwies sich als glänzende Trumpfkarte. Es war ein grotesker Vorwurf, weil die Frau, die ihn in Schwierigkeiten gebracht hatte, dieselbe Hautfarbe hatte wie er. Aber sein Wort hatte mehr Gewicht als ihres. «Er hatte eine Rasse, ich hatte ein Geschlecht», sagt Anita Hill heute. «Es klingt absurd. Aber die Kombination wirkte.

Und sie veränderte die Dynamik.» Eine zweite Mitarbeiterin, die sich laut eigener Aussage ebenfalls von Thomas belästigt gefühlt hatte, wurde von den Senatoren nicht angehört.

Clarence Thomas hat sein Amt bis heute inne und gilt als konservativster Richter des Obersten Gerichtshofs. Anita Hill, Experte für dröge und unspektakuläre Materien wie Vertrags- und Handelsrecht, nahm ihre Arbeit an der Oklahoma University nach dem Auftritt in Washington wieder auf. Sie erhielt Todesdrohungen, Tausende von Schmähbriefen und mindestens ebenso viele Briefe von Frauen, die schrieben, sie hätten Ähnliches erlebt. Der Rücktritt wurde ihr nahegelegt. Nach fünf Jahren gab sie auf und wechselte an die Elite-Universität Brandeis bei Boston, wo sie heute Arbeitsrecht und Gender Studies unterrichtet. Interviews über die Hearings in Washington gab sie zwanzig Jahre lang so gut wie keine. Erst 2011 willigte sie ein, der Dokumentarfilmerin und Oscar-Gewinnerin Freida Lee Mock ihre Seite der Geschichte zu erzählen, «weil wir heute genug Wissen und genug Abstand haben, um einer neuen Generation gegenüber Rechenschaft ablegen zu können».

Der Dokumentarfilm «Anita: Speaking Truth to Power» lief vor wenigen Tagen in den USA an. Wann er in Europa ins Kino kommt, ist noch unbekannt.

«Der Staat darf sich nicht alles erlauben»

Das Staatsoberhaupt von Liechtenstein, Prinz Alois, spricht über direkte Demokratie in einer Monarchie, darüber, was er vom Entscheid der Schweiz zur Masseneinwanderungsinitiative hält und was ihn mit dem Berufsbild eines Verwaltungsratspräsidenten verbindet. *Von Martin Spieler und Helmut Wachter (Bild)*

In Ihrer Verfassung haben Sie das Sezessionsrecht verankert: Wenn eine Gemeinde mit Ihnen nicht mehr zufrieden ist, kann sie sich von Liechtenstein abspalten und einem anderen Land anschliessen. Haben Sie keine Angst, dass Ihnen die Bürger davonlaufen?

Nein, solange Liechtenstein seinen Bürgerinnen und Bürgern und Gemeinden attraktive Rahmenbedingungen bietet, habe ich keine Angst. Aber die Tatsache, dass wir ein Sezessionsrecht besitzen, sendet ein wichtiges Signal: Der Staat darf sich gegenüber den Bürgern nicht alles erlauben.

Wäre eine Abspaltung einer Gemeinde wirklich durchführbar?

Ja. Wenn eine Gemeinde meint, dass sie bei uns nicht mehr gut aufgehoben ist, könnte sie sich einem anderen Staat anschliessen.

Zum Beispiel der Schweiz?

Ja, das wäre möglich. Allerdings sieht die Verfassung für die Sezession ein Verfahren vor, so dass eine solche Entscheidung nicht überhastet von einem Tag auf den anderen erfolgt, sondern erst dann, wenn man sich wirklich auseinandergeliebt hat.

Sie legen dem Staat, dem Sie selbst vorstehen und repräsentieren, einen Maulkorb an.

Wo sehen Sie hier einen Maulkorb? Ich finde es gut, dass wir die Macht des Staates und seiner höchsten Staatsorgane durch eine weitgehende Autonomie der Gemeinden und eine direkte Demokratie, die bei uns noch ausgeprägter als in der Schweiz ist, beschränken.

Aber Liechtenstein ist primär eine Monarchie.

Dennoch kennen wir noch mehr Mittel der direkten Demokratie als in der Schweiz. Bei uns kann das Volk über alles abstimmen, über alle Gesetze und Staatsverträge. Man kann sogar eine Abstimmung über die Auflösung des Parlamentes per Initiative erreichen. Das kennt die Schweiz nicht. Ausserdem kann das Volk ein Misstrauensvotum gegen den Fürsten einbringen und eine Abstimmung über die Abschaffung der Monarchie verlangen.

Und das würden Sie akzeptieren?

Ja, das sieht unsere Verfassung auch so vor. Die weit gehenden Volksrechte haben eine starke Wirkung: Unsere Politiker können nicht selbstherrlich regieren, sonst be-

kommen sie die Retourkutsche des Volkes zu spüren.

Stehen solche Freiheitsrechte der Bürger nicht in einem Widerspruch zur Monarchie?

Unsere Monarchie ist die ideale Ergänzung der direkten Demokratie.

Das müssen Sie sagen, da Sie sonst Ihre Legitimation verlieren. Eigentlich kann das Volk auch gut direktdemokratisch ohne Fürst regieren, wie die Schweiz zeigt.

In Liechtenstein sind die direktdemokratischen Abläufe viel schneller als in der Schweiz. Bei uns dauert es nicht Jahre, bis eine Volksinitiative umgesetzt ist.

Das würden wir uns auch wünschen.

Das birgt auch Gefahren.

Warum?

Weil aufgrund kurzfristiger Stimmungen im Volk einschneidende Entscheide gefällt werden können, die langfristig für das Land schlecht sind. Hier kann der Fürst mit seinem Vetorecht die Notbremse ziehen. Dies gilt besonders auch, wenn Rechte von Minoritäten beeinträchtigt werden.

Der Monarch ist unparteiischer als vom Volk gewählte Politiker?

Der Monarch muss sich anders als die Politiker nicht alle vier Jahre zur Wiederwahl stellen. Darum bin ich viel freier, auch unpopuläre Themen anzusprechen oder anzupacken. Die Monarchie bringt eine langfristige, generationenübergreifende Komponente, was gerade in einer Zeit, die häufig unter einer zu kurzfristigen Orientierung leidet, ein Vorteil ist.

Aber auch als Monarch können Sie sich irren und dem Land schaden.

Darum hat das Volk das Recht, dem Monarchen das Misstrauen auszusprechen oder gar die Monarchie abzuschaffen. So ist auch der Monarch gezwungen, Gemeinden und Bürger so gut zu behandeln, als wären sie seine Kunden.

Sie wollen den Staat wie ein Unternehmen sanieren. Betrachten Sie Liechtenstein als Ihre Firma?

Nein, mir geht es nur um den Vergleich. Der Staat sollte aber von erfolgreichen Unternehmen lernen. Diese analysieren ihre Abläufe ständig, um ihre Wettbewerbsfähigkeit immer weiter zu verbessern. Warum sollen das nicht auch die Staaten machen?

Dann müssten viele Staaten so wie Liechtenstein die Kosten massiv senken, da sie zu bürokratisch sind.

Das versuchen wir momentan. Aber wir dürfen nicht mit dem Rasenmäher über das Staatsbudget gehen, sondern sollten dies wie ein umsichtiges Unternehmen klug tun, damit wir uns keine Chancen verbauen. Als Staat müssen wir dem Beispiel jener Firmen folgen, die sich überlegen, wo sie einsparen und wo sie in die Zukunft investieren. Der Staat sollte sich wie eine Firma regelmässig hinterfragen und Reformen nicht erst dann umsetzen, wenn es brennt.

Welche Firmen sind für Sie Vorbilder?

Ich habe nicht eine bestimmte Firma vor Augen. Aber auch der Staat hat heute andere Herausforderungen als vor fünfzig Jahren und sollte daher seine Aufgaben immer wieder überprüfen.

Das passiert in der Praxis meist nicht, auch nicht in Liechtenstein.

Ja, auch wir haben Verbesserungsbedarf. Vielleicht sollten wir die Staatsaufgaben und die damit verbundenen Gesetze mit einem Ablaufdatum versehen, damit der Staat nicht immer grösser wird und immer mehr Geld verschlingt.

Jetzt sprechen Sie wie ein Unternehmer: Sehen Sie sich mehr als CEO der Unternehmung Liechtenstein oder stärker als Monarch?

Ich sehe mich als das Staatsoberhaupt einer Monarchie, in der ich als solches eine politisch aktive Rolle wahrnehme. Auf Firmenebene wäre meine Rolle am ehesten mit einem Verwaltungsratspräsidenten vergleichbar, der sich vor allem strategischen und grundsätzlichen Fragen widmet.

Ihre Strategie kommt bei der Bevölkerung in Liechtenstein allerdings nicht gut an: Ihre Spar- und Sanierungspläne, mit denen Sie den defizitären Staatshaushalt ins Lot bringen möchten, stossen bei der Bevölkerung auf Unmut. Wie wollen Sie diese besänftigen?

Die Bevölkerung ist sich durchaus bewusst, dass Sparmassnahmen nötig sind. Man muss aber immer wieder erklären, dass der Staatshaushalt nicht ohne unangenehme Einsparungen saniert werden kann. Wir können diese Einsparungen vornehmen und dennoch ein mit der Schweiz vergleichbares Versorgungsniveau behalten. Auch dies gilt es, immer wieder zu betonen.

Welche Rolle soll der Staat haben?

Der Staat soll den gemeinsamen Interessen seiner Bürger dienen. Da im Normalfall die



«Die Bürger müssen sagen können: *Jetzt reicht's*»: Prinz Alois von Liechtenstein.

einzelne Person am besten weiss, was in ihrem Interesse ist, sollte der Staat es auch grundsätzlich dem Einzelnen überlassen, seine Interessen wahrzunehmen und möglichst viel Eigeninitiative und Eigenverantwortung dem Bürger überlassen. Auch viele Aufgaben, die sich besser in einer kollektiven Anstrengung erledigen lassen, müssen nicht durch den Staat übernommen werden. Sie werden oft genauso gut oder besser durch die Familien, Vereine, Genossenschaften oder die Unternehmen wahrgenommen. Der Staat sollte kritisch prüfen, wo es ihn noch braucht und wo er sich zurückziehen kann. Auch sollte der Staat hinterfragen, welche Aufgaben besser dezentral durch die Gemeinden erledigt werden können.

Die Realität sieht doch anders aus: Der Staat macht sich immer mehr breit und versucht die Bürger immer mehr zu bevormunden.

Es gibt eindeutig eine Tendenz, dass Staaten ihre Bürger zu bevormunden versuchen und ihnen Aufgaben wegnehmen wollen. Dagegen muss man kämpfen. Viele Bürger verlassen sich auch darauf, dass der Staat alles richtet.

Aufgaben sind das eine. Es gibt auch immer mehr Gesetze und staatliche Eingriffe. Diese schaden der Freiheit der Bürger noch mehr.

Darum bin ich ein Verfechter der direkten Demokratie: Die Bürger müssen die Möglichkeit haben, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Die Bürger müssen sagen können: «Jetzt reicht's», und den Staat in die Grenzen verweisen können.

Wo ist der Staat überflüssig?

Lassen Sie mich Ihre Frage umgekehrt beantworten. Zu den Kernaufgaben des Staates zähle ich die Aussen- und Sicherheitspolitik, die Rechtsordnung, insbesondere den Schutz des Lebens und des Eigentums. Die Gewährleistung der Infrastruktur und die Regelung ihrer Nutzung sehe ich grundsätzlich auch als Staatsaufgabe. Dabei muss die Bereitstellung nicht durch den Staat selbst erfolgen, sondern kann von Dritten geleistet werden. Dasselbe gilt auch für die Bildung.

Braucht es keine staatlichen Schulen?

Der Staat muss bei der Bildung als Regulierer tätig sein und vielfach auch als Financier. Als Leistungserbringer müsste er eigentlich nur subsidiär dort auftreten, wo das Angebot durch Private nicht ausreichend ist.

Aber aus dem Sozialwesen kann sich der Staat nicht zurückziehen.

Nein. Die soziale Hilfe und ein gewisser sozialer Ausgleich gehören zu den Staatsbeziehungsweise Gemeindeaufgaben. Der Staat sollte aber für ein soziales Sicher-

heitsnetz und nicht für soziale Hängematten sorgen.

Müsste man alle Staatsbetriebe privatisieren?

Grundsätzlich sollte man bei jedem Staatsbetrieb die Privatisierungsfrage prüfen. Nehmen Sie den Telekomsektor: Wäre dieser Sektor nicht privatisiert worden, hätten wir nie die Entwicklung in der Mobiltelefonie gesehen. In einem Kleinstaat kann dies allerdings manchmal schwieriger sein, weil der Markt sehr klein ist. Dadurch besteht teilweise das Problem, dass es zu keinem vernünftigen Wettbewerb unter privaten Anbietern kommt und die Effizienz und die Kosten für die Regulierung der privaten Monopolisten durch den Staat in einem schlechten Verhältnis zu den erzielten Vorteilen stehen.

Bereits vor zehn Jahren verlangten Sie Reformen, um Liechtenstein fit für die Zukunft zu machen. Inzwischen ist Ihr Staatshaushalt aber tief in die roten Zahlen getaucht. Funktionieren Ihre Modelle in der Praxis doch nicht so gut?

Vor zehn Jahren sah die Welt in Liechtenstein noch anders aus. Damals war nicht absehbar, dass die Steuereinnahmen so dramatisch einbrechen würden. Darum war der Wille für grosse Einsparungen und Reformen nicht gegeben. Heute ist dies anders. Die Bürger sehen, dass wir den Staat verkleinern müssen.

Wo sehen Sie wirtschaftlich für Liechtenstein Potenzial? Der Finanzplatz verliert doch weiter an Bedeutung.

Liechtenstein hat zum Glück eine sehr breit diversifizierte Wirtschaft mit erfolgreichen Export- und Technologiefirmen. Der sekundäre Sektor mit der Industrie und dem warenproduzierenden Gewerbe ist, gemessen an Bruttoinlandsprodukt (BIP) und Arbeitskräften, der grösste in Liechtenstein und relativ der grösste in Europa. Die liechtensteinische Wirtschaft besteht somit aus mehr als nur dem Finanzplatz.

Zumal der Finanzplatz angesichts des politischen Drucks seitens der EU und der USA immer stärker schrumpfen könnte.

Ich sehe dennoch Wachstumschancen für unseren Finanzplatz.



Wie soll das möglich sein? Liechtenstein verliert ebenso wie die Schweiz mit dem Bankgeheimnis einen der wichtigsten Wettbewerbsvorteile. Ihr Treuhandsektor ist bereits eingebrochen.

Das stimmt. Der Finanzplatz Liechtenstein hat aber viele andere Stärken. Liechtenstein bietet grosse politische und wirtschaftliche Stabilität, eine hohe Qualität der Arbeitskräfte und der Kundenbetreuung, attraktive gesetzliche Rahmenbedingungen, eine geringe Bürokratie und den freien Zugang zum Schweizer Wirtschaftsraum und über den EWR auch zum europäischen.

Die EU beerdigt gerade das Bankgeheimnis und hat den definitiven Übergang zum automatischen Informationsaustausch beschlossen. Bieten Sie Hand dazu?

Wir bereiten uns derzeit intensiv darauf vor. Wir werden den automatischen Informationsaustausch übernehmen, wenn er zum internationalen Standard wird.

War die Schweiz zu optimistisch und hat zu lange auf das Modell der Abgeltungssteuer gesetzt, obwohl sich diese weder in Deutschland noch gesamthaft in der EU durchsetzen lässt?

Ich glaube, es war für die Schweiz vor allem auch innenpolitisch schwierig, auf etwas anderes als die Abgeltungssteuer zu setzen. Diese wird zwar nicht ein internationaler Standard sein, mit dem man alle Staaten zufriedenstellen kann. Mit einigen Staaten wird sie aber durchaus noch eine Variante bleiben.

Wird der Druck auf Liechtenstein und die Schweiz abnehmen, wenn die beiden Länder den automatischen Informationsaustausch einführen?

Nein. Auch andere internationale Steuerprojekte werden uns in nächster Zeit noch beschäftigen. Solange viele grosse Staaten weiter sehr hohe Schulden haben, wird der Druck auch nach Einführung des automatischen Informationsaustausches hoch bleiben.

Warum akzeptieren Sie denn den automatischen Informationsaustausch? Damit bieten Sie Hand zum gläsernen Bürger und zum Ende der Privatsphäre.

Beim automatischen Informationsaustausch nicht mitzumachen, ist er von der OECD einmal beschlossen, wird keine sinnvolle Option sein. Wir setzen uns aber bei der OECD für Regelungen ein, dass die Staaten erhaltene Informationen vertraulich behandeln.

Wie soll dies realisiert werden können?

Meiner Ansicht nach wäre es sinnvoll, wenn die OECD genauso wie in anderen Steuerbereichen einen Review-Prozess vorsieht, der überprüft, welche Staaten für den automatischen Informationsaustausch qualifiziert sind und welche nicht.

Wo orten Sie für Liechtenstein die grössten Chancen?

Dort, wo eine hohe Wertschöpfung bei geringem Personalaufwand und Raumbedarf erreicht wird. Bei uns sind Arbeitskräfte und Raum teuer und rar. Die Hälfte der Arbeitskräfte kommen täglich als Grenzgänger aus dem Ausland nach Liechtenstein.

In der Schweiz hat das Volk für die Einwanderungsinitiative gestimmt und will die Zuwanderung begrenzen. Haben Sie Verständnis für den Volksentscheid?

Das Volk hat sich mit diesem Entscheid wohl Luft verschafft, weil es sich in seinen Ängsten nicht ernst genug genommen fühlte. Vielleicht wird einmal, im Nachhinein betrachtet, der jetzige Zeitpunkt für diesen Volksentscheid gar nicht so schlecht sein.

Liechtenstein hat schon lange sehr strenge Einwanderungsregeln. Was kann die Schweiz daraus lernen?

Die Schweiz wird unser Modell kaum übernehmen können. Aber sie kann von unseren Erfahrungen bei der Ausgestaltung der Einwanderungsregeln mit der EU lernen. Dazu stehen wir der Schweiz gerne für einen Erfahrungsaustausch zur Verfügung.

Hat sich die Schweiz mit dem Entscheid für die Zuwanderungsinitiative geschadet?

Es gab in der EU sehr heftige Reaktionen, aber auch viel Verständnis. Wenn in den EU-Staaten über die Zuwanderung abgestimmt würde, gäbe es wahrscheinlich noch viel klarere Resultate für eine Begrenzung. Für mich war der Schweizer Entscheid ein wichtiges Signal, das auch die EU ernst nehmen sollte. Aus der Abstimmung abzuleiten, dass die Schweiz an die Grenze der direkten Demokratie stösst, finde ich falsch.

Das Verhältnis der Schweiz zur EU hat sich aber weiter verkrampft. Liechtenstein ist EWR-Mitglied. Würden Sie auch der Schweiz einen EWR-Beitritt empfehlen?

Wir haben sehr gute Erfahrungen mit dem EWR gemacht und würden es sehr begrüßen, wenn die Schweiz dem EWR beitreten würde. Das wäre aus liechtensteinischer Perspektive positiv.

Können kleine Staaten wie Liechtenstein und die Schweiz, umgeben von grossen Gebilden wie der EU, überhaupt noch unabhängig überlegen?

Als Kleinstaat haben wir immer schon sehr eng mit unseren Nachbarn zusammengearbeitet und waren über Zollverträge und ähnliche Abkommen stark mit ihnen verbunden. Deshalb haben wir unsere Unabhängigkeit immer schon anders verstanden

als die Schweiz, die im Vergleich zu Liechtenstein auch ein grosses Gebilde ist, und tun uns mit dieser Frage auch leichter.

Dann könnte Liechtenstein gleich EU-Mitglied werden. Erwägen Sie dies?

Nein, bei den jetzigen Strukturen der EU ist für uns eine EU-Mitgliedschaft nicht vorstellbar. Wir sind zufrieden mit dem EWR.

Das Verhältnis zur Schweiz wird derzeit durch Ihre Absicht, die Löhne der Grenzgänger aus der Schweiz ab 2016 mit einer Quellensteuer zu belasten, getrübt. Halten Sie daran fest?

Zuerst sollten wir einmal den Ausgang der Gespräche zu den verschiedensten Fragen der Vermeidung von Doppelbesteuerung abwarten. Dabei geht es auch um andere wichtige Fragen wie zum Beispiel die Verringerung oder die Beseitigung der Verrechnungssteuer. Eine Quellensteuer auf Löhne von Grenzgängern oder eine gleichwertige Regelung der Aufteilung des Steueraufkommens sind aber ein internationaler Usus, den auch die Schweiz mit ihren anderen Nachbarländern praktiziert, und ist daher durchaus gerechtfertigt.

Erbprinz Alois Philipp Maria von und zu Liechtenstein, Graf zu Rietberg ist Prinzregent des Fürstentums Liechtenstein und Thronfolger. Er wurde am 11. Juni 1968 in Zürich geboren.

6 Millionen Franken zugunsten unserer Versicherten.

Sympany Kunden profitieren direkt. Als erster und einziger Versicherer in der Schweiz zahlen wir Überschüsse nicht nur bei den Zusatzversicherungen, sondern auch bei der Grundversicherung aus. Damit beteiligen wir unsere Kunden auf einfache und direkte Art an unserem Ergebnis. www.sympany.ch

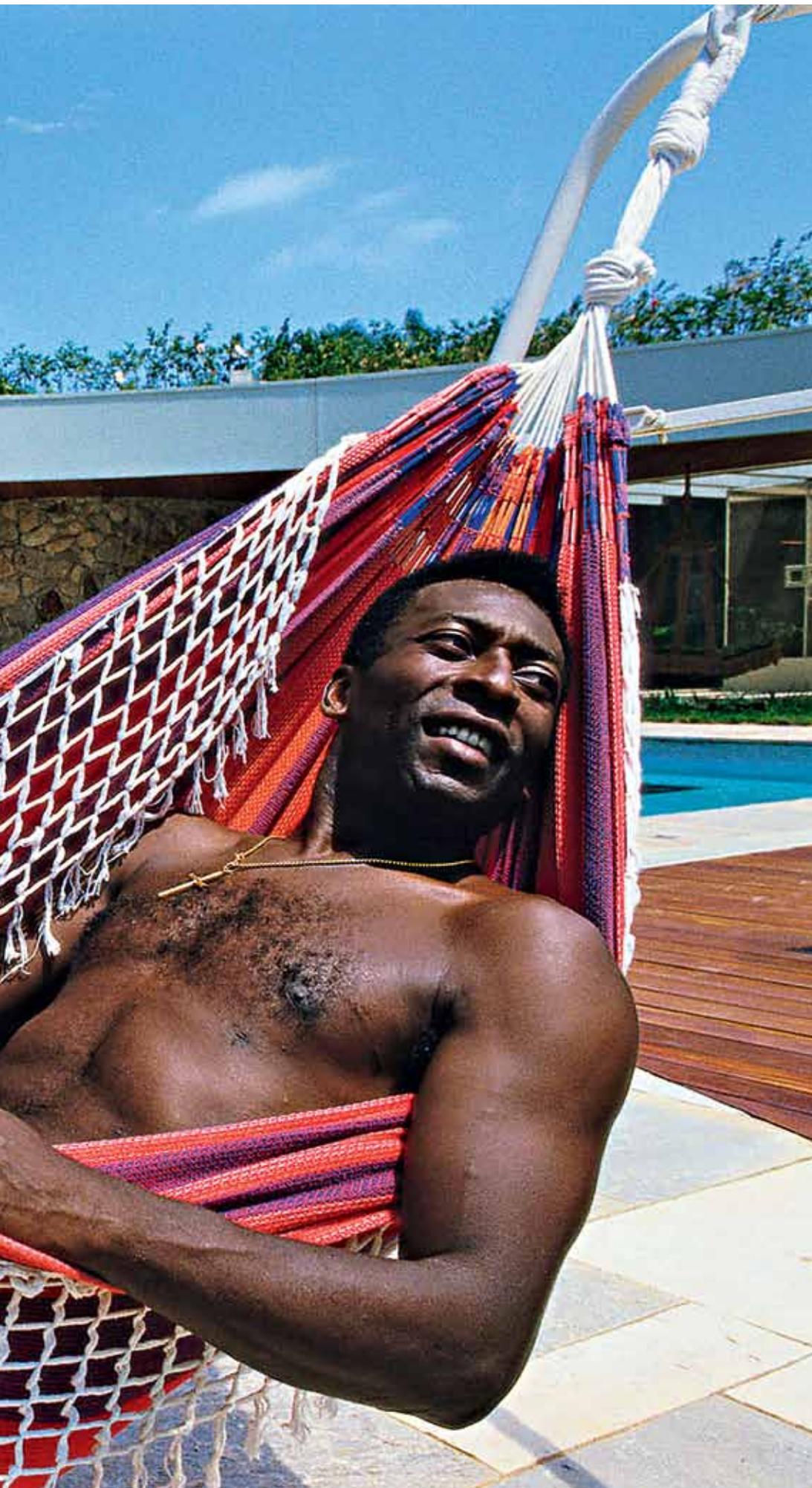


100 Jahre
Vertrauen

sympany
versicherungen



Leben wie Gott in Brasilien: Fussball-Legende Pelé am Pool seines Hauses in Santos, 1985.



TÜV-Siegel am Platz

Von Daniele Muscionico

Pool, Himmel, Hängematte, ein Leben wie Gott in Brasilien. Oder Halbgott in diesem Fall, Unsterblicher auf jeden Fall: Pelé, bester Fußballer aller Zeiten wahrscheinlich, «Weltfußballer des 20. Jahrhunderts» im Wortlaut von Sepp Blatters Einheitspartei.

Brasiliens Fußballlegende am Pool seines Hauses in Santos 1985. Ein bemerkenswerter Sixpack, kräftige Oberarme, sonst ist wenig, was uns an diesem Bild anspricht; abgesehen von den femininen Zotteln des Hängekörbchens, die neckisch Trizeps und Bizeps umspielen. (Von wegen: Metrosexualität sei eine Erfindung von David Beckham!)

Auch Fußballer haben fussfreie Tage. Das sagt dieses Bild durch den deutschen Star-Reporter Robert Lebeck, der es zu verantworten hat. Und aus mindestens zwei Gründen ist der Schnappschuss das Bild des Tages und zum Sommer, der da kommt: Brasilien ist Austragungsort der Fußball-WM, und Robert Lebeck, der Mann hinter der Kamera, ist kürzlich 85 Jahre alt geworden.

Aus Lebecks Aufnahmen liesse sich ein Bilderbuch über die Geschichte der Bundesrepublik herstellen. Denn kaum ein wichtiger Politiker, kaum ein bedeutender deutscher Künstler, der nicht von ihm fotografierte wurde. Erst waren es Kriegsheimkehrer in den fünfziger Jahren, dann Winston Churchill in Bonn (gleichfalls in den Fünfzigern), Adenauer mit einem Auge, Brandt auf einem Esel, Kohl als Napoleon, Beuys, Kinski, Romy Schneider: Robert Lebeck, der übrigens als junger Mann, nach seinem Dienst an der Ostfront, in Zürich Völkerkunde studiert hatte, dieser Lebeck im Banne des Augenblicks gilt als fotografischer Chronist Deutschlands.

Heute sagt er, sagte er aus Anlass seines Geburtstages, dass er es bedaure, dass sich Fotografen nicht mehr wie er damals, auf ihre Intuition verliessen, sondern dass sie termingetrieben und technikgläubig seien. Und was sagt Pelé, 73, dreimaliger Weltmeister, aus Anlass der Fußball-WM? Für ihn sind Deutschland und Spanien Kronfavoriten auf den Sieg. Im Übrigen übt er Abstinenz in den wichtigen Entscheidungsgremien der WM. Offiziell aus Aberglaube, die Spiele für Brasilien verpatzen zu können. Inoffiziell bleibt er damit unbeleckt von Skandalen und Korruption – ein unverbrüchliches TÜV-Siegel für das Gute, Schöne, Wahre im Sportler als Hängematten-Athlet.

Robert Lebeck – zum 85. Geburtstag: Ausstellung bei Johanna Breede Photokunst, Berlin, bis 7. Juni.
Publikation: Stern-Portfolio, No. 75. TeNeues

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 2 (2) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 3 (–) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (6) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 5 (3) **Alex Capus:** Mein Nachbar Urs (*Hanser*)
- 6 (4) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 7 (5) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (–) **Elif Shafak:** Ehre (*Kein & Aber*)
- 9 (–) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 10 (8) **Frank Schätzing:** Breaking News (*Kiepenheuer & Witsch*)

Sachbücher

- 1 (–) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (1) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 3 (10) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien, wir kommen! (*Weltbild*)
- 4 (8) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, mit Backform ... (*Gräfe und Unzer*)
- 5 (3) **Annemarie Wildeisen:** Meine Expressküche (*AT*)
- 6 (5) **Jacky Gehring:** Bodyreset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 7 (6) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 8 (2) **Sarah Fasolin:** Gartenreiseführer Schweiz (*Callwey*)
- 9 (7) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 10 (–) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Miesmacher

Es gibt Dinge, die möchte man lieber nicht erfahren. Zum Beispiel, wenn eine Konsumentenschutzorganisation herausfindet, dass der Budget-Kaviar aus dem Aldi besser ist als der zehn Mal teurere aus dem Delikatessengeschäft. Allein der Glaube, etwas Exquisites vor sich zu haben, macht glücklich. Dasselbe gilt in der Musik. Wissenschaftler haben einmal mehr in Blindtests nachgewiesen, dass die sagenumwobenen Instrumente des legendären Geigenbauers Antonio Stradivari (1648–1737) nicht besser klingen als neue Geigen. Wenn Anne-Sophie Mutter ein Konzert auf einer ihrer zwei Stradivaris gibt, so liegt für den Zuschauer ein Teil des Zaubers darin, zu glauben, eine ganz besondere Geige zu hören. Wer sich diesen Zauber nicht nehmen lassen will, soll die Studie rasch wieder vergessen. (rb)



Germanophiler Rohrspatz: Autor Pirincci.

Debatte

«Abwürgen! Abwürgen!»

Mit seiner Wutkanonade «Deutschland von Sinnen» zieht der Deutsch-Türke Akif Pirincci über alle her, die seiner Wahlheimat auf der Tasche liegen oder ihr anderweitig schaden. Von Leo Schönbach

Viele Zuschauer des «Mittagsmagazins» vom 2. April im ZDF trauten ihren Ohren nicht: Da sass ein Deutsch-Türke, Autor von Detektivromanen, dessen Namen sie eventuell kannten, dessen Gesicht sie aber noch nie gesehen hatten, und sagte ungeheuerliche, ja geradezu verbotene Dinge. Er schimpfte über die «grüne Ideologie», den «erneuerbaren oder verteuerten Energie-Mist», als dessen Resultat durch das Aufstellen von «Windmühlen» die schönen deutschen Wälder zerstört würden. Er schmähte die «grün-rot versifft» deutsche Politik und die «Quatschbehauptungen von Soziologen», muslimische Zuwanderer seien zwischen ihrer Heimat und Deutschland hin- und hergerissen – «wenn sie sich nicht wohlfühlen, können sie doch abhauen in ihre Heimat». Er schüttelte den Kopf darüber, dass man sich die «Islamisierung» in Deutschland und die Verschleierung von Frauen überhaupt gefallen lässt. Als er mit seinen Eltern nach Deutschland einwanderte, seien Ausländer gekommen, um für die Deutschen zu arbeiten. «Das Einwanderungsland ist jetzt für die Einwanderer da. Die nächste Stufe wird sein, dass man sie zu Heiligen erklärt.» Und dann fiel der Satz: «Die Kindersexpartei, die Grünen, haben dieses Land kaputtgemacht.»

Hatte das ZDF seinen Aprilscherz um einen Tag verschlafen? Ein neues Satireformat getestet? Natürlich war es kein Scherz und nur in

Massen Satire, leicht daran zu erkennen, dass der Sender das Interview eiligst aus seiner Mediathek entfernte. Inzwischen ist dort, offenbar nach heftigen Protesten des Publikums, eine gekürzte und bereinigte Version abrufbar. Über das Internet erfuhr man, dass der Aufnahmeleiter der Moderatorin mehrfach «Abwürgen! Abwürgen!» befohlen habe. «Ich möchte mein altes Deutschland wiederhaben», sagte der Studiogast zuletzt, «ein Land, in dem ich durch die Strassen gehe und mich nicht wie im Orient fühle.» Seinen Namen muss man sich wohl merken.

Akif Pirincci ist ein wohlhabender Mann. Seine Romane haben sich mehrere Millionen Mal verkauft, sein Krimi «Felidae» wurde in sieben Sprachen übersetzt. Ihm gehört ein Gründerzeit-Haus im schicken Bonner Süden, und er bewohnt es allein. Das ist beachtlich für einen Menschen, der 1969 bettelarm nach Deutschland gekommen ist.

Der 54-jährige Deutsch-Türke fühlt sich dem Land verpflichtet, das seinen Eltern und ihm damals eine Chance bot. Gewissermassen als Wiedergutmachung hat er nun ein Buch geschrieben, in dem er gegen all diejenigen vom Leder zieht, die seiner Wahlheimat auf der Tasche liegen oder ihr anderweitig schaden: integrationsunwillige Zuwanderer, Gutmenschen, Feministinnen, vorlaute Randgruppen. «Deutschland von Sinnen. Der irre Kult um

Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer» heisst das Opus.

Bei Amazon steht es seit Erscheinen auf Platz eins, die Buchhändler ordern es inzwischen stapelweise. In den Verkaufszahlen, den teilweise wütenden Reaktionen der etablierten Medien und den Leserkommentaren spiegelt sich dasselbe Phänomen, das schon im Fall von Thilo Sarrazin zu beobachten war: Durch die deutsche Gesellschaft geht ein Riss. Die veröffentlichte Meinung deckt sich immer weniger mit der öffentlichen. *Bild am Sonntag* sprach vom «politisch unkorrektesten Buch des Jahres», doch die *Zeit* signalisierte zügig, dass daraus eine typisch deutsche Debatte würde, indem sie mit Hitlers «Mein Kampf» verglich. «Sarrazin auf Speed» titelte die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, der *Spiegel* zog mit «Hampelmanns Hasspredigt» nach. Speziell die Passagen über den politischen Islam dürften es auch auf der «Wenig hilfreich»-Skala von Kanzlerin Angela Merkel ganz nach oben schaffen.

«Grösstes Hosenscheisservolk der Welt»

Das Aussergewöhnliche an Pirinccis Buch ist, neben der Herkunft des Autors, sein Ton. Es handelt sich um einen teils gossenhaften, teils grandiosen Wutausbruch, eine Art Amoklauf des gesunden Menschenverstandes. Die Sprache ist oft rüdig, kraftmeierisch und pubertär bis zum Kindischen. Aber war es nicht ein Kind, das im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern gerufen hat, dass der Kaiser nackt sei?

Pirincci wettet gegen die deutschen Politiker aller Parteien, die es jedem recht machen wollten ausser dem Steuerzahler. Aber sein spezieller Zorn richtet sich, wie bei seinem ZDF-Auftritt, gegen die Mitglieder eines «komplett überflüssigen Vereins namens Bündnis 90/Die Grünen», gegen die «abermillionenschwere Asyl- und Migrantinnenindustrie», «die deutsche Augenzudrück-Justiz» und die «Moralheuchler in den Medien». Dort agiere «der armselige

Auf der «Wenig hilfreich»-Skala von Angela Merkel dürfte er es bis ganz nach oben schaffen.

Journalistenheini mit seinem sündenstolzhafte Toleranzfurz im Kopf, obwohl er nonstop kotzen müsste, würde er selber in Islamistan leben». Den idealtypischen deutschen Steuerzahler beschreibt er als einen «von der linken Deutungshoheit dressierten, von der Sozial- und Migrationsindustrie zum Feind denunzierten, vom Staat zur Ausplünderung freigegebenen und von der staatlich subventionierten Kultur als seelenloser Spiesser, Konservativen und Reaktionär abgeurteilten und verspotteten Pseudomittelschichts-Trottel».

Aus den «tapferen Deutschen» sei «das grösste Hosenscheisservolk der Welt» geworden, schimpft der germanophile Rohrspatz. «Von

Karatschi über Kansas bis Burkina Faso wird der Deutsche als feminisierter, steuerstaatshöriger, Windmühlen und sozialen Scheiss anbietender Depp wahrgenommen, den man in jederlei Hinsicht super ausnehmen kann.»

Kein Wunder, dass in diesem Land eine «Geisteskrankheit namens Gender-Mainstreaming» besonders üppig gedeihe, «eine von nicht richtig arbeiten wollenden, nichtsdestotrotz sehr aggressiven Lesben» in die Welt gesetzte «Quatschtheorie, wonach das Geschlecht eines Menschen ein anerzogenes «soziales Konstrukt» sei, das man nach Lust und Laune wie Tampons wechseln könne». Aber die Heterosexualität sei «das Starterset der Menschheit», und alle anderen «sollen sich erst mal hinten anstellen».

Bevor man Pirincci in die üblichen Schubladen steckt: rechts, anti-emanzipatorisch, biologisch – ausländerfeindlich passt bei ihm ja irgendwie nicht –, sei festgestellt, dass er in erster Linie ein Libertärer ist. Er teilt die Welt in zwei Menschengruppen: diejenigen, die ihren Lebensunterhalt selber verdienen und Steuern zahlen (müssen) – und diejenigen, die sich alimentieren lassen oder dies sogar fordern. Seine Aversion gilt dem deutschen Steuerstaat: «Alles, was dieses Land den Bach runtergehen lässt, die unkontrollierte Zuwanderung von uns ewig auf der Tasche liegenden Analphabetenhorden, der physikalisch unmögliche Erneuerbare-Energien-Schwachsinn, unsere Ausbeutung und Versklavung durch irgendwelche Faulenzer-Länder über ein demokratisch nicht legitimes Bürokratiemonster namens EU, die Zerstörung der Familie durch Lockangebote an die Labilen, die ihre Lebenspartner so selbstverständlich wie ihre Unterhosen wechseln sollen, die Aufrechterhaltung eines grünlinks-versifften Acht-Milliarden-Desinformations-Molochs mit dem irreführenden Namen «Öffentlich-rechtlicher Rundfunk», so Pirincci, rühre einzig daher, «dass wir am Ende sowieso für die ganze Scheisse zahlen».

Eigentlich müsste das Buch heissen: «Die irre Steuerverschwendung für den Kult um Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer». Damit würde auch deutlicher, dass der Mann nicht das Geringste gegen Zuwanderer hat, die ihre Rechnungen selber bezahlen wollen und zu denen er übrigens die Mehrheit der Muslime zählt. Es brauchte etwa 300 000 «mutige Menschen» und 15 000 Betriebe, um den Staat via kollektive Steuerverweigerung zum Umlenken zu zwingen, rechnet Pirincci vor.

Ob er selber daran glaubt? Sein an die Deutschen adressiertes Schlusswort gipfelt in den Worten: «Es lebe das heilige Deutschland!»

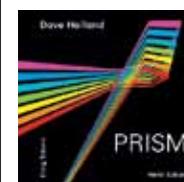
Akif Pirincci: Deutschland von Sinnen. Der irre Kult um Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer. Lichtschlag in der Edition Sonderwege. 278 S., Fr. 25.90

Jazz

Gegenzauber wider den Zeitgeist

Von Peter Rüedi

Diese CD ist wieder einmal eine besonders schlüssige Antwort auf gelegentlich kursierende Nachrufe auf den Jazz als solchen. Die stammen ja zumeist von Autoren, für die der sogenannte Zeitgeist (auch so ein Wort) sich im Wechsel von Moden manifestiert. Dafür ist die Musik von Dave Holland, dem britischen Bassisten, der probate Gegenzauber. Im Vergleich zu vielen Werken aus dessen langer Laufbahn, bis hin zum jüngsten Opus, «Prism» mit Kevin Eubanks (Gitarre), Craig Taborn (Piano und Fender Rhodes) und Eric Harland (Drums), hört sich ziemlich alt an, was die Totengäber des Jazz dagegen an «Aktuellerem» ins Feld führen mögen. Holland ist der Musterfall eines Jazzmusikers, der für die Tradition dieser Musik ebenso steht wie für ihre andauernde Frische. Die Gegenwart ist die Vergangenheit von morgen und die Erinnerung, einmal grundsätzlich gesprochen, eine Voraussetzung der Fantasie. So ist eine der zwei Kompositionen von Holland, «The Empty Chair», ein (nicht ganz orthodoxer) Blues, seiner verstorbenen Frau Clare gewidmet. Sein Gegenstück, eine Nummer mit viel Punch, heisst «A New Day» und meint genau dies: den Aufbruch in eine immer neue Gegenwart. Das ist ebenso Programm wie der Umstand, dass Leader Holland das Quartett nicht unter seinem Namen ankündigt, sondern unter der kollektiven Affiche «Prism». In dem brechen sich die Temperamente von vier eigenwilligen und eigenständigen Künstlern, also auch deren je eigene Geschichten mit dem Jazz. Ein Spektrum von erstaunlich weitem Winkel: Harlands «Choir» bezieht sich auf Gospel-Elemente, sein «Breathe» ist ein neoimpressionistischer Ohrwurm, Taborns Erfindungen eher komplexe Mini-Suiten, während Eubanks Erinnerungen an Jimi Hendrix beschwört, aber auch mit «The Color of Iris» ein romantisches Register zieht. Alle vier sind sie immer als eine kompakte Gruppe präsent, in der die improvisatorischen Freiheiten logisch aus den komponierten Teilen folgen. Und umgekehrt. Ein polyvalentes Ensemble mit grossem Potenzial. Es hört sich grösser an, als es ist.



Dave Holland, Kevin Eubanks, Craig Taborn, Eric Harland: Prism. Dare 2 (Okkeh) 88883721802

Hemingway, mein Vorbild

Der amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway bleibt ein herausragendes Exemplar seiner Gattung. Er schreibt nicht einfach gut, er schreibt begeistert. Hinter der herben Oberfläche verbirgt sich eine umwerfende Sensibilität. Warum fühlen sich besonders Frauen angezogen? Von Zoë Jenny

«Nur sehr wenige Menschen sind wirklich lebendig, und die, die es sind, sterben nie. Es zählt nicht, dass sie nicht mehr da sind. Niemand, den man liebt, ist jemals tot.» Wusste Ernest Hemingway, dass er über sich selber spricht? Noch über fünfzig Jahre nach seinem Tod ist sein Einfluss ungebrochen. Daran ändern auch die hartnäckigen Versuche nichts, ihn in die Macho-Ecke zu stellen und den Mythos dieses Literaturgiganten endgültig zu zertrümmern.

Tatsache ist, dass keiner so viele Schriftsteller massgeblich beeinflusst hat. In einem Metier, das von Missgunst, Neid und Plagiatsvorwürfen geprägt ist, wurde keiner von Schriftstellern so offen verehrt wie Hemingway. Kaum ein ernstzunehmender Autor, der nicht im Laufe seiner Karriere irgendwann zugegeben hätte, von Hemingway inspiriert worden zu sein.

Thomas Mann, Raymond Carver, John Updike, James Salter – alle äusserten sich über Ernest Hemingway mit demütiger Ehrfurcht. Siegfried Lenz widmete ihm gar einen Essay: «Mein Vorbild Hemingway».

Hemingways berühmte Eisberg-Theorie, die lehrt, alles Unnötige wegzulassen, ist in jedem Creative-Writing-Kurs ein Fixum. Am deutlichsten gemacht hat Hemingway die Theorie in der kürzesten Geschichte, die je verfasst wurde: «For sale: baby shoes, never worn».

Dabei hätte Hemingway selbst von Schreibkursen nicht viel gehalten, er zog es vor, in der Welt das Fürchten zu lernen. Nach dem Motto «Erfahrung ist alles», mutete er sich selbst so einiges zu. Die frühe Erfahrung des Todes ist diejenige, die sein Schreiben am wesentlichsten geprägt hat.

Mit achtzehn Jahren meldete er sich freiwillig beim Roten Kreuz für den Sanitätsdienst an die italienische Front. Nach einer Explosion einer Munitionsfabrik bestand sein Einsatz darin, die Leichenteile einzusammeln. Von einer Granate schwer verwundet, wurde er ins Lazarett verlegt, wo er sich in eine um acht Jahre ältere Krankenschwester verliebte, die er dann in dem Roman «In einem anderen Land» verewigte.

«Schreibt über Dinge, die ihr kennt»

Den Kampf mit dem Schwertfisch in der Parabel «Der alte Mann und das Meer» – für die er 1954 den Nobelpreis erhielt – konnte er auch deshalb so beeindruckend darstellen, weil er irgendwann den gigantischen Marlin selber aus

dem Meer gefischt hatte. «Schreibt ehrlich und über Dinge, die ihr kennt», kommentierte er lapidar, wohlwissend, dass Authentizität in der Literatur das Schwierigste überhaupt ist. Seine Äusserungen über den Schriftstellerberuf waren so unprätentiös, wie sie nur einer von sich geben kann, der weiss, wovon er spricht: «Wir alle sind Angestellte, in einem Handwerk, in dem nie jemand Meister wird.»

Dabei war Hemingway selber ein gelehriger Schüler, wenn es darum ging, die Fähigkeiten anderer Schriftsteller zu erkennen und diese in sein eigenes Schreiben einfließen zu lassen. Im intellektuellen Kreis um Gertrude Stein lernte er 1922 in Paris Ezra Pound kennen. Er

«Hemingways Frauen sind emanzipiert, unabhängig und mit kühlem Verstand ausgestattet.»

gab ihm die Geschichte «An Alpine Idyll» zu lesen, an der Pound kritisierte, dass Hemingway sich zu lange mit unwesentlichen Beschreibungen aufhalte. Von Pound lernte er, zur Sache zu kommen – im Gegenzug brachte er ihm das Boxen bei. «Wir boxen täglich, und Ezra hat einen ziemlich harten Schlag entwickelt», schrieb Hemingway in einem Brief an einen Freund.

Der Frontmann Hemingway entsprach so gar nicht dem Bild des schöngestigen Intellektuellen. Zu seinen Leidenschaften, die er gern zur Schau stellte, gehörten Boxen, Jagen und Fischen. Ihn deshalb als den harten «Marlboro-Mann» der Literatur abzutun, ist trotzdem falsch.

Denn wie es so ist mit grossen Persönlichkeiten: Sie blenden. Im Scheinwerferlicht der me-

dialen Pose bleibt ihr wahrer Charakter im Dunkeln. Hemingway war weitaus zerbrechlicher und vielschichtiger, als seine Kritiker es glauben machen wollen. Zeitlebens litt er unter schweren Depressionen und unter dem Umstand, dass sein Vater sich umgebracht hatte.

Trotz seinen Depressionen – «Glück bei intelligenten Menschen ist das seltenste, das ich kenne» – versuchte er seinem eigenen Leben mit sportlicher Vitalität zu begegnen. Daher ist eines seiner grossen Themen «grace under pressure» (Haltung in der Niederlage), eine Tugend, die er selber mit allen Mitteln vorzuleben versuchte. Der Rückzug in den Elfenbeinturm blieb ihm verwehrt, denn als leidenschaftlicher Journalist war er immer den Realitäten der Welt ausgesetzt. «Ich bin ein Berichtender und habe nie geleugnet, ein Reporter, Journalist zu sein.»

Vielleicht ist es die Wirklichkeitsnähe, die Hemingway so zeitlos macht. Tatsache ist, dass seine Bücher mit ungebrochenem Interesse gelesen werden. Von wem? Von allen.

«Das Mädchen versank in dem Buch»

In einem Artikel in der deutschen *Welt* wundert sich ein Journalist fasziniert über eine junge Frau, die in der U-Bahn Hemingway liest. «Warum liest dieses Mädchen, von dem ich mir nicht vorstellen kann, dass es je betrunken war, ein solch wüstes Buch [«Fiesta»]? Ein Buch, das von Männern handelt, die heute gar nicht mehr frei herumlaufen dürften? Das Mädchen versank in dem Buch.»

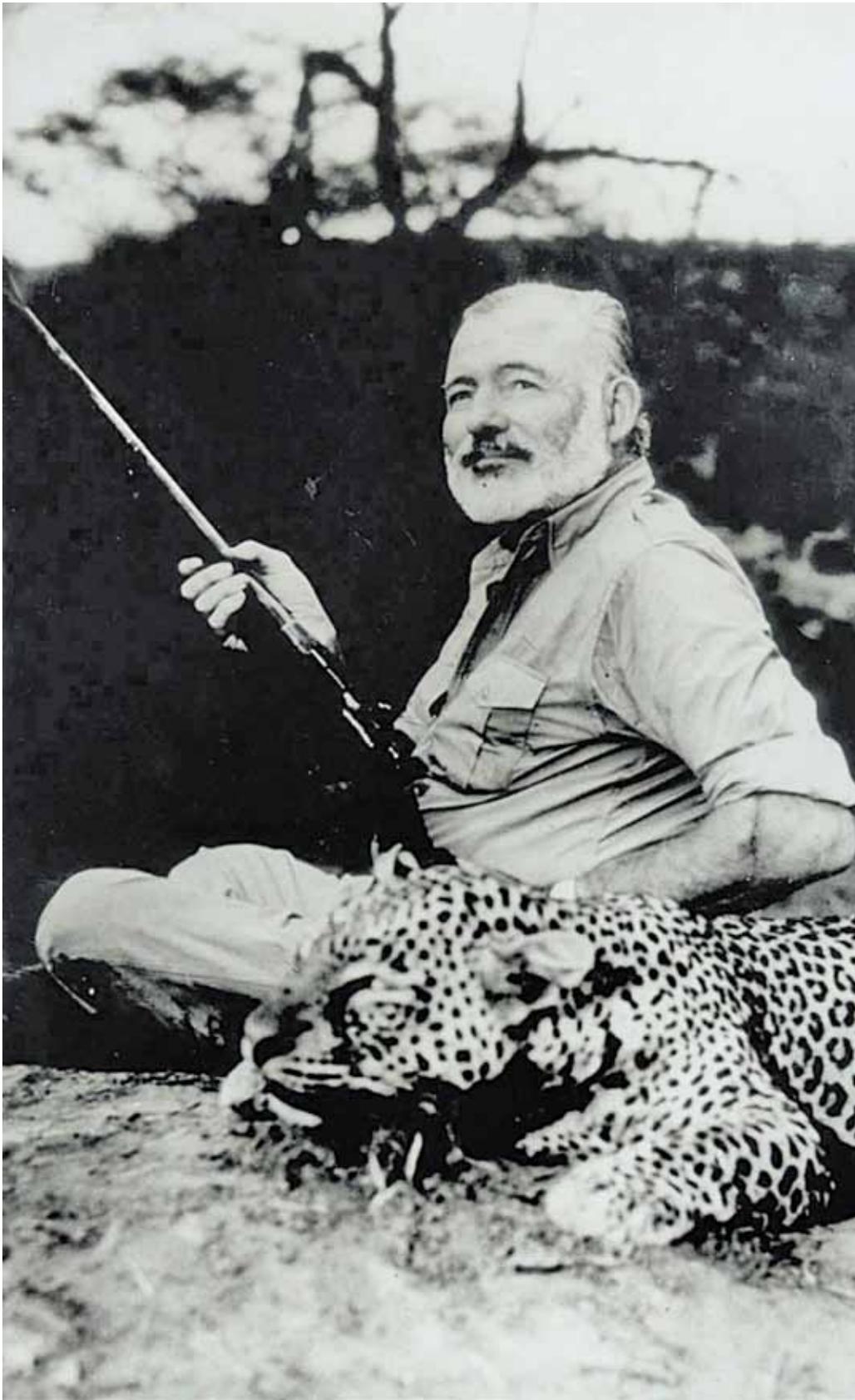
Möglicherweise deshalb, weil Mädchen sich auch heute noch nach maskulinen Männern sehnen, die in einer androgyn-metrosexuellen Gesellschaft leider nicht mehr zu finden sind und die man deshalb in der Literatur suchen muss. Hemingway ist sexy, weil es in seinen Büchern von Männern wimmelt, die noch jagen wollen. Und die sich dann ganz unzweifelhaft von Frauen erschiessen lassen. Selbstmitleidiges Befindlichkeitsgejammer sucht man vergeblich.

Man darf sich auch fragen, wo heute eigentlich die Schriftsteller sind, die wie Hemingway noch so wüst schreiben, dass sie die Fähigkeit haben, die Leselust junger Frauen zu wecken. Hemingway muss erhalten, der ewige literarische *poster boy*, noch über fünfzig Jahre nach seinem Tod.

Vielleicht liegt es auch an der alles lähmenden und un kreativen Political Correctness, die



«... für dich, irgendein Rubens?»



«Die Welt ist so schön»: Grosswildjäger Hemingway mit Leopard in Uganda, 1953.

alles Maskuline reflexartig unter Macho-Verdacht stellt.

Hemingways Werk wurde in den letzten Jahrzehnten mit Gehässigkeiten geradezu zugeschüttet. Nicht mehr von «Papa Hemingway», sondern vom «Super-Macho» ist bis heute die Rede. 1992 schrieb ein Kritiker in der *New York Times*: «Es ist nicht gerade trendy, das Werk Hemingways zu preisen.»

Verantwortlich dafür sind aber weniger seine Texte als die Fotos, auf denen er sich in argloser Selbstsicherheit als Grosswildjäger mit der erlegten Beute ablichten liess. Bilder, die Tiereschützer und Feministinnen, die jegliches Männlichkeitsgebaren als direkten Angriff auf ihre Existenz empfinden, in Wallungen versetzen müssen. Ist Hemingway eines der ersten Opfer medialer Verzerrung? Haben die

Fotos vom Werk abgelenkt und Ressentiments ausgelöst? Der Verdacht liegt nahe, doch der Vorwurf des Männlichkeitswahns und Frauenhasses wird durch sein Werk schnell und gründlich entkräftet.

Wer Hemingway liest, findet davon nichts. Im Gegenteil. Hemingways Frauen sind emanzipiert, unabhängig und ausgestattet mit einem kühlen Verstand. Die Männer indes haben nichts zu lachen.

Alles erreicht

In der Geschichte «Das kurze glückliche Leben des Francis Macomber» betrügt die attraktive Ehefrau ihren Mann mit dem Führer der Grosswildsafari. Als sie nach dem Intermezzo ins Zelt zurückkommt, angeblich vom Frische-Luft-Schnappen, ergeben sich elende Szenen einer Ehe: «Du hast gesagt, es wird nichts davon geben», so der verzweifelte, gedemütigte Ehemann. Doch die Frau lässt sich nicht zur Rede stellen und schläft ein.

Am nächsten Tag auf der Jagd gelingt es Macomber, seinen verhassten Rivalen auszustechen, indem er einen Büffel erlegt. Doch das Glück, das er in der Furchtlosigkeit empfindet («Ich glaube nicht, dass ich je wieder

«Es ist nicht gerade trendy, das Werk Hemingways zu preisen.»

vor etwas Angst haben werde»), dauert nur wenige Augenblicke und findet ein jähes Ende, als ihm seine Frau in dem Moment, als er sich von ihr innerlich löst, in den Rücken schiesst.

Hemingways Frauen waren auch in der Realität alles andere als schwach. Seine erste Ehefrau war sieben Jahre älter als er selber, seine Dritte, Martha Gellhorn, eine berühmte Journalistin.

Beruflich erreichte Hemingway alles für einen Schriftsteller nur Mögliche. Seine Bücher beschäftigten Literaturprofessoren, Schriftsteller und junge Frauen gleichermaßen. 1953 erhielt er den Pulitzerpreis, ein Jahr darauf den Nobelpreis. Was bedeuteten ihm Ruhm und Anerkennung? Wer mit dem Tod einen Pakt geschlossen hat, den dürften diese Luftbewegungen und Zuckungen an der Oberfläche der Welt nicht mehr allzu fest beeindrucken. Von einem Flugzeugabsturz sich erholend (er überlebte zwei), konnte er den Nobelpreis nicht einmal persönlich entgegennehmen.

Nur sechs Jahre später, wenige Wochen vor seinem 62. Geburtstag, erschoss er sich mit seinem Jagdgewehr.

Trotzdem kann man einen seiner Sätze, der so einfach wie wahr ist, getrost als Motto über sein Werk stellen: «Die Welt ist so schön und wert, dass man um sie kämpft.» ○

Blochers Schweiz

Wie wurde Blocher zu Blocher? Eine neue wissenschaftliche Arbeit untersucht den umstrittensten Schweizer der Gegenwart. Der Autor will, ohne es zuzugeben, den Politiker am rechten Rand der «geistigen Landesverteidigung» versorgen. Gut geschrieben, aber hanebüchen argumentiert. *Von Roger Köppel*



Kunst des Neinsagens: Jungunternehmer Blocher unterwegs gegen den Uno-Beitritt, 1986.

Der Schweizer Politiker Christoph Blocher lässt keinen kalt. Die sicherste Methode, eine zuvor eintrachtige Abendrunde in erbitterten Streit zu stürzen, besteht darin, den mehrheitlich angefeindeten Ex-Bundesrat zu loben. Wenn unter Politik der Aggregatzustand lebendiger Gegensätze verstanden wird, dann ist Blocher der, vielleicht der einzig richtige Schweizer Politiker. Seine Präsenz allein reicht aus, um Positionen und Frontverläufe zu erzeugen.

Wie wurde Blocher zu Blocher? Was steckt hinter seinem Aufstieg vom bauernnden Pfarrerssohn zum milliardenschweren Erfolgsunternehmer, der im Nebenamt die SVP zur stärksten Partei ausbaute, kurzzeitig den Bundesrat eroberte, überraschend abgewählt wurde und sich seither weigert, den maliziösen Ratschlägen seiner Gegner zu folgen, endlich von der Bildfläche zu verschwinden? Aktuell ist wieder mal das Gegenteil der Fall: Blocher ist

präsent wie nie, als Abstimmungssieger, als Zeitungsretter, als Medienstar, in Filmen, Interviews, Büchern, und jetzt auch in einer geisteswissenschaftlichen Untersuchung der Uni Zürich: «Blochers Schweiz: Gesinnungen, Ideen, Mythen». Geschrieben hat sie als Lizentiatsarbeit der Zürcher Journalist Thomas Zaugg.

Kompassnadel objektiver Energien

Das Erfreuliche vorweg: Zaugg ist ein hervorragender Schreiber und als Reporter ein genauer Beobachter. Er hat die Fähigkeit, das von ihm gesichtete Material in angenehmen Sinnzusammenhängen auszubreiten, scheinbar unbeteiligt durch den Stoff zu flanieren und einen oberflächlich stimmigen Eindruck des Gegenstands zu vermitteln. Zaugg pflegt den behutsamen Ansatz. Er will den Leser gleichsam einlullen, besonders den Skeptiker durch wohltemperierte Relativierungen, durch einfühlsames Entgegenkommen so weit

entwaffnen, bis er sich willig den Einflüsterungen des Autors ergibt. Der von sich wiederum ganz unschuldig behauptet, weder zu werten noch zu verurteilen, sondern lediglich zu erzählen und zu beschreiben – als neutrale Kompassnadel im Kraftfeld objektiver Energien.

Das alles wirkt charmant und kommt gut an, aber es ist natürlich Humbug und, Pardon, auf eine irritierende, schliesslich störende Weise auch unehrlich. In seiner Blocher-Studie zelebriert Zaugg die erwähnten Stilmittel geradezu kokett. Er wägt ab und sortiert, er bereitet auf und ordnet ein, er lässt zu Wort kommen, hebt die Augenbraue, gibt ein bisschen recht und schränkt dann wieder ein, ja er säuselt und flötet so treuherzig neutral und scheinbar naiv, dass es fast schon wieder glaubwürdig ist.

Wer's glaubt.

Am Ende der rund 230 angeblich wertungsfreien Seiten ergibt sich bei allem Geflunker ein unzweideutiges, ja glasklares Bild im Sinn

des Titels: «Gesinnungen, Ideen, Mythen». Der besagte Politiker wird als Produkt einer längst überholten märchensüchtigen Vergangenheit gezeichnet, als durchaus raffinierter und fähiger Mensch zwar, dessen Denken aber aus kontaminierten politischen Quellen stammt, autoritär aufgeladen, völkisch verseucht und theologisch überfrachtet, mit einem Anspruch aufs Militärische, aufs Totale, um nicht zu sagen: aufs Totalitäre.

Das alles würde Zaugg nie offen und angreifbar zu einem ausformulierten Befund verdichten. Aber seine suggestiv, unterstellungsreiche und interpretationsfreudige Methode erfüllt den gleichen Zweck: Sie versorgt Blocher bemerkenswert rasch und unoriginell im Giftschränk eines veralteten Konservatismus mit rechtsextremen Rändern. Unoriginell deshalb, weil das Feindbild des «rechtsradikalen Blocher» schon seit Jahrzehnten von Blochers Gegnern bewirtschaftet wird. Mit stark abnehmender Wirkung als Abschreckmittel ohne echte Überzeugungskraft.

Zauggs Hauptargument ist im Grunde keines: Er beschreibt auf Dutzenden von Seiten, was er unter dem Schlagwort der «geistigen Landesverteidigung» versteht und wie dieses Konzept den späteren Politiker Blocher im Innersten geprägt haben soll. Zaugg versucht aus den konkreten und nur aus ihrer Zeit heraus verständlichen politischen Konfrontationsstellungen der «geistigen Landesverteidigung» heraus so etwas wie eine überzeitliche rechte Ideologie zu filtern, die er ebenso schwammig seinem Blocher aufpropft.

Böse «Landesverteidiger»

Damit verkennt er nicht nur Blocher, sondern auch die von ihm so unfreundlich gezeichnete «geistige Landesverteidigung». Man wird dieser Zeitströmung nicht gerecht, wenn man sie aus heutiger Sicht als toxisches Gebräu «antiliberaler Grundstimmungen» und «völkischer Denkmuster» bis hin zur «Judenfeindlichkeit» verunglimpft. Es passt ins Bild, dass Zaugg auch Blochers industriellen Patron und Förderer Werner Oswald herablassend von ganz weit oben als «Kriegsgewinnler» abputzt, nur weil er für seine Holzverzuckerung in Ems im Krieg Subventionen kassierte.

Anstatt die «geistigen Landesverteidiger» aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und verdien-termassen als Kämpfer gegen den Totalitarismus zu würdigen, begnügt sich Zaugg mit modisch-süffisanten Abkanzelungen. So macht er sich zum Beispiel über das angeblich «vermooste Vokabular» eines ETH-Forschlers lustig, dessen Meinung ihm nicht passt. Oder er belächelt den Frauenfelder Verleger Hans Armin Huber, der während des Kalten Kriegs «zu viele schlechte Gutmenschen, finster dräuende Gefahren und vermeintliche Viren» gewittert habe. «Geistige Landesverteidigung» ist für Zaugg eine Art Wahn, dem nur noch mit der

Karikatur beizukommen ist. Mit begriffsstrenger Philosophie und Wissenschaft haben solche geschichtsblinden Verleumdungen, welche die realen Bedrohungen des damaligen Kommunismus ausblenden, nichts zu tun.

Er kann seine These nicht belegen

Wir kommen zur grössten Schwäche der Arbeit: Zaugg kann seine Grundthese nicht belegen. Versucht er es überhaupt? Es gibt keine Aussagen oder Textquellen, aus denen ersichtlich würde, dass Blocher sich als Erbe oder Nachlassverwalter der «geistigen Landesverteidigung» versteht. Anscheinend befragte ihn Zaugg auch nicht dazu. «Gesinnungen, Ideen, Mythen» statt Fakten und Beweisführungen: Der Titel fällt auf den Autor selbst zurück.

Zauggs Absicht allerdings wird kenntlich. Seine ellenlangen Heraufbeschwörungen der Vergangenheit sollen nachweisen, dass Blocher letztlich überholte, veraltete Rezepte aus dem letzten Weltkrieg aufwärmt. Zauggs Exkurse in die Zeit vor siebzig Jahren sollen deutlich machen, dass die Blocher-Schweiz eine Konstruktion, eine Idee, eine Gesinnung, eben ein Mythos ist, der in der heutigen Zeit nichts mehr zu suchen hat. Und diesen Mythos, schreibt Zaugg, nenne Blocher, in Wahrheit Ideologe, irreführend «Wirklichkeit».

Blochers Schweiz als Märchen auf der Grundlage einer wahnhaften geistigen Landesverteidigung gegen eingebildete Viren und Gefahren? Zaugg argumentiert wie die meisten heutigen Blocher-Gegner, die dann bei Wahlen zu ihrer eigenen Verwunderung immer wieder feststellen müssen, dass die Blocher-Schweiz, die es angeblich gar nicht gibt, an den Urnen sehr reale Erfolge feiert. Wie ist das möglich? Warum wählen viele Schweizer eine Schweiz, die nach Auffassung der meisten Intellektuellen, darunter Zaugg, überhaupt nicht existiert?

Zaugg kann es nicht belegen, aber er lässt den Leser spüren: Es muss irgendwie um «Autorität» und «charismatische Herrschaft» gehen. Bindet Blocher den Leuten seit dreissig Jahren charismatisch einen Bären auf? Zaugg liefert immer wildere Textauslegungen. Es gehe Blocher, raunt der Autor düster, um den «Abbau des idealistischen Staates» und die «Wiedereinführung eines autoritativen Erziehungsstils». Erst wenn Blocher alle «Träume» und «Ideale» weggefegt habe, kehre die «Wirklichkeit», also die unwirkliche Schweiz der «geistigen Landesverteidigung», in «alter Freiheit» zurück. Vermutet Zaugg. In dieser Interpretation erscheint der Interpretierte als konservativer Terrorist, der den heutigen Staat zerschlagen will, um seine veralteten Vorstellungen einer alten Schweiz, die es nicht mehr gibt, auf den Trümmern der neuen zu verwirklichen. Sind 26,6 Prozent der Schweizer verrückt, dass sie ausgerechnet die Partei eines so veralteten, zerstörungswütigen Politi-

kers wählen? Oder könnte es sein, dass es sich Zaugg vielleicht ein bisschen zu einfach macht?

Blocher: Nicht so kompliziert!

Das Gegenteil trifft zu. Zaugg macht es sich viel zu kompliziert. Und übersieht das Offensichtliche. Blocher ist Unternehmer. Er hat sich sein ganzes Leben lang mit der Wirklichkeit der Märkte und der Kunden auseinandersetzen müssen. Schon als Lehrling auf einem Bauernhof dürfte ihn die Realität der Naturkreisläufe, der Felder und der Tiere stark beeinflusst haben. Als Firmenchef sah sich Blocher gezwungen, Produkte und Angebote herzustellen, die im freien Markt wirklich gebraucht und freiwillig gekauft wurden. Diese harte Schule hat ihn mehr geprägt als die Theorien und Ahnenreihen, in die ihn Zaugg zu stellen versucht. Die Wirtschaft lieferte Blocher das methodische Arsenal und die Führungsgrundsätze, mit denen er auch erfolgreich Politik betreibt.

Natürlich ist Blocher Intellektueller. Er ist belesen. Er hat Rechtswissenschaften studiert und sich schon während der Ausbildung kritisch mit dem Naturrecht und dem vor- oder überdemokratischen Völkerrecht befasst. Sein Elternhaus war geprägt vom Protestantismus des Vaters, der Pfarrer war. Blochers Bruder Gerhard studierte beim grössten Theologen des letzten Jahrhunderts, bei Karl Barth. Diese Lebenserfahrungen sind wichtig.

Neben der Praxis, neben der «Wirklichkeit» gibt es auch geistige Einflüsse. Zum Beispiel den Maler Albert Anker. In Vorträgen und Interviews verweist Blocher häufig auf die liberalen Grossfiguren Alfred Escher und Ulrich Ochsenbein, beide lebten im 19. Jahrhundert. Freisinnige wie Otto Fischer oder Hans Letsch waren politische Vorbilder im Kampf gegen den Europäischen Wirtschaftsraum. Die meisten von Zauggs «geistigen Landesverteidigern» sind für Blocher unbedeutend.

Zauggs Arbeit versammelt interessante Einblicke in schweizerische Gedankenwelten. Ihr Bezug zu Blocher allerdings wirkt konstruiert und willkürlich bis polemisch. Blochers Stärke ist gerade, dass er sich weniger mit Ideologien und Mythen als mit Fakten und Realitäten beschäftigt. Für seine Überzeugungen, die er nach eigenem Bekunden selbstkritisch am Leben überprüft, opfert er sich seit Jahren energisch auf. Man mag das finden, wie man will. Aber diese Echtheit, diese Bodenständigkeit sind ein wichtiger Grund, warum ihm so viele Schweizer nach wie vor freiwillig ihre kostbare Aufmerksamkeit schenken.



Thomas Zaugg

Blochers Schweiz. Gesinnungen, Ideen, Mythen. Verlag NZZ. 230 S., Fr. 42.90

Gebete aus Stein

Abt Suger von Saint-Denis war ein grosser Staatsmann Frankreichs, ein Pionier der Gotik und einer der bedeutendsten Kathedralenbauer aller Zeiten. Nach seinen Ideen wurden auch das Basler Münster und die Notre-Dame von Lausanne erbaut. *Von Sarah Pines*

Die Kathedrale von Chartres ist eine Frau von umwerfender Schönheit. So sah es der französische Autor Joris-Karl Huysmans in seinem Roman «La Cathédrale» (1898). Ihre Haut ist aus Alabaster, sie duftet nach Weihrauch, und der Gang der Sonne in ihren Fenstern macht unter den hohen Decken Maria präsent «wie eine Silberglocke». Notre-Dame de Paris hingegen ist, so Huysmans, eine schwarz verusste Hure, ihre Gargoyles repräsentieren alle Sünden der Welt. Für Huysmans bedeutete die Kathedrale Anziehung und Abstossung zugleich. Denn verschmutzt vom Grosstadtreck und als Ruine einer toten Sprache, steht ihre Oberfläche sowohl in Distanz als auch in Nähe zur eigenen Zeit. Wie aber kam es zur ersten Kathedrale und damit zur Gotik, und wie zeitgemäss und zeitenlos können Kathedralen sein?

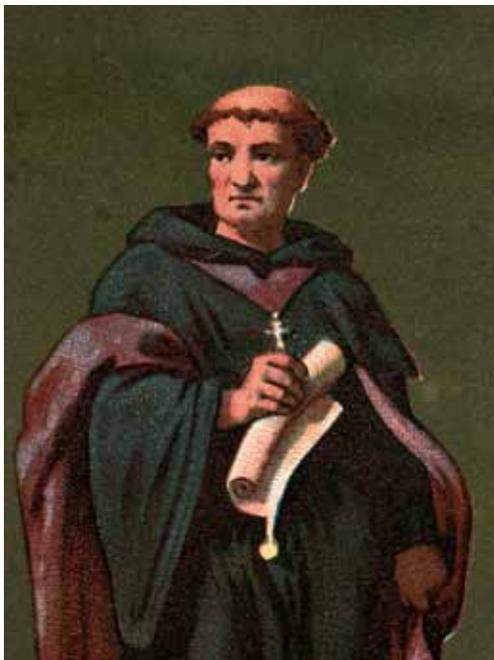
Die Kathedrale ist Bischofssitz und entsteht mit dem Wachstum der Städte im 12. und 13. Jahrhundert. Ihr Entstehen war friedliches Erblühen und heftige Erschütterung in einer rauen Zeit, langsame Oper und plötzliche Kapriole: Kathedralen waren Produkt der mittelalterlichen Vorstellung vom Leben als Lob Gottes und ewiger Liturgie bis zum Jüngsten Gericht. Die abgeschiedene Welt der Klöster war Werkstätte und Rahmen für das wahre Kunstwerk der Schöpfung, deren Abbild die Kathedrale wurde. Ihre Schönheiten wurden in der Liturgie besungen und im Gesang erneuert.

Gleichzeitig entstehen sie in einer Zeit der Spannungen zwischen weltlichen und säkularen Mächten, Kreuzzügen und einer antagonistischen Feudalgesellschaft, in der die Moralität der Geistlichkeit der Kampfeslust von adeligen Rittern und der Masse der unterdrückten Armen gegenüberstand.

Zur Prachtentfaltung verpflichtet

Mitte des 12. Jahrhunderts war Saint-Denis bei Paris das reichste Kloster Frankreichs, Salbungsort und Grabstätte der französischen Könige. Während der Regierungszeit Ludwigs VII. erfand Abt Suger hier die Formeln der neuen «gotischen» Ästhetik und beschloss den Umbau der romanischen Klosterkirche. Seine überlieferten Schriften «*Ordinatio*», «*De consecratione*» und «*De administratione*» geben Einblick in die ersten gotischen Visionen. Seine Renovierungen hatten ein doppeltes Ziel: die Feier des Königsgeschlechtes der Kapetinger, dem Ludwig VII. entstammte, und die Feier Gottes.

Suger fühlte sich durch die vom König zuteilgewordene Amtsherrlichkeit zur Prachtentfaltung ver-



Irdischer Nachbau der Schöpfung: Abt Suger.

pflichtet. Das neue Saint-Denis sollte sich, weil es königlich war wie ein König, über alle anderen Klöster erheben und die karolingische Tradition der Königsglorifizierung auf die damals geschwächten Kapetinger übertragen.

Vor allem sollte Saint-Denis Gottes Reich durch den irdischen Nachbau seiner Schöpfung feiern. Sein Entstehen war organisch wie das eines Bienenkorbes. Erbaut, so Suger, von einem Kollektiv bester Handwerker «zur Ehre des allmächtigen Gottes» – die Vorstellung individueller «Künstler» war dem Mittelalter

Saint-Denis wurde zum Abbild der gesamten Flora und Fauna sowie der irdischen Hierarchien.

fremd – und finanziert von königlichen Zuwendungen und Spenden wohlhabender Gilden, wurde Saint-Denis Abbild der gesamten Flora und Fauna, sowie der irdischen Hierarchien. An den Säulenkapitellen rankten sich Blätter, Tiere und Fantasiewesen, mit den Statuen waren alle Stände vertreten, Buntglasfenster zeigten Bilder der Passion und Geschichten der Apostel. Als nachgebaute Schöpfung wollte Suger das Geschenk Gottes an die Menschen ebenso glanzvoll an Gott zurückgeben.

In sieben Jahren, von 1137 bis 1144, öffneten und erhellten Baumeister die Kirche: Niedrige Decken, dicke Mauern und dunkler Stein

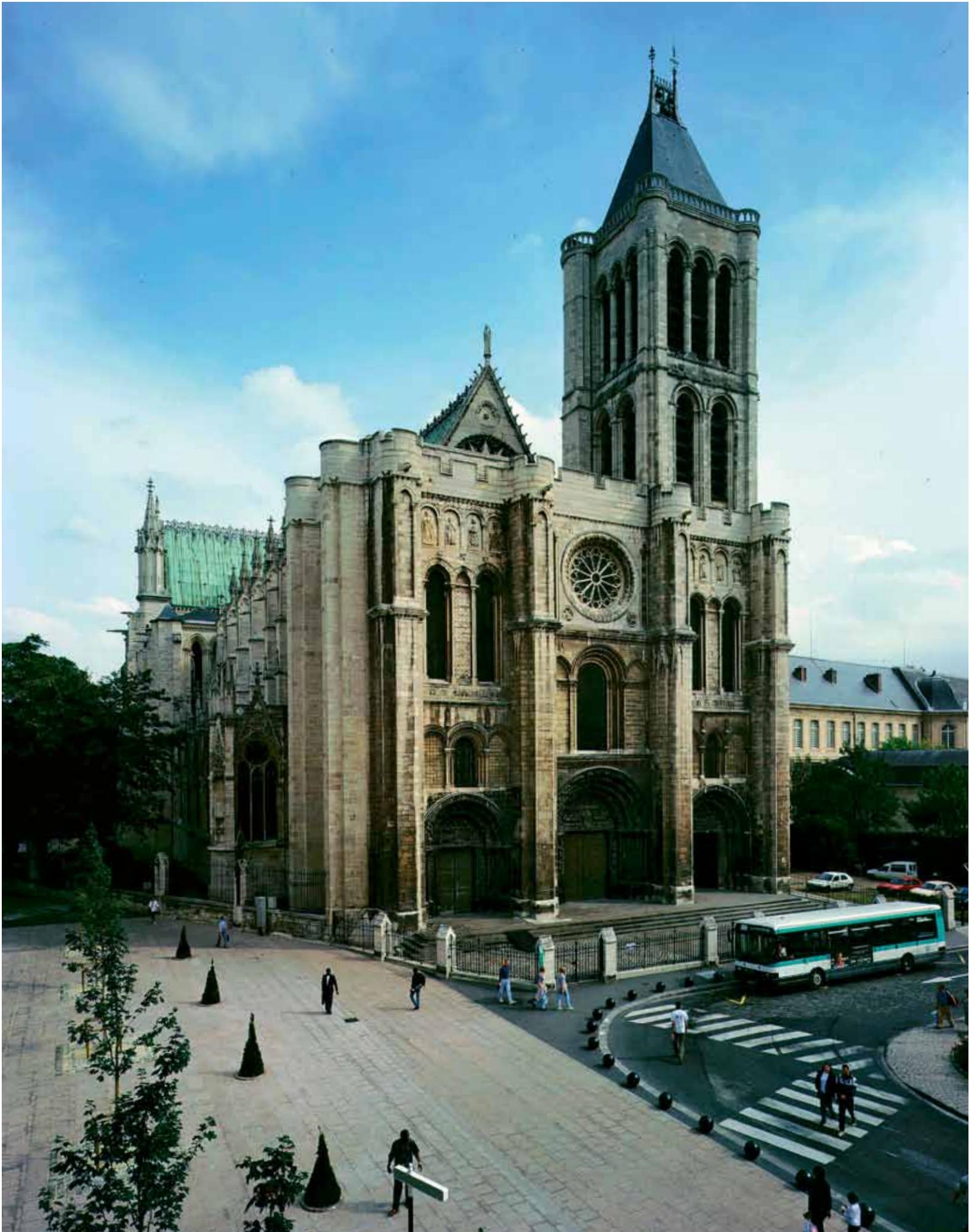
wichen dünnen Wänden, grossen Fenstern, auseinander stehenden Säulen und hohen Spitzbögen, um das Gebäude, so Suger, «in die Höhe zu reissen». Eine wesentliche Neuerung vollzog sich im Chor. Dort schaffte Suger alle Mauern ab und liess das Kreuzrippengewölbe trotz anfänglicher Bedenken der Baumeister aufs äusserste in die Form eines Bischofshutes strecken. In vier Jahren wurde an der Ostfassade, so Suger, ein «halbkreisförmiger Kapellenkranz» gebaut, «der die ganze Kirche in einem wunderbaren, ununterbrochen fliessenden Licht erstrahlen liess, das durch leuchtend helle Fenster hereindrang». Am wichtigsten waren Suger die Fenster: Aus Buntglas, zahlreich und hoch, schufen sie den Eindruck eines «neuen Lichtes». An der Westfassade über den drei Eingangsportalen entstand ein Rosettenfenster, Symbol Marias, das von Kathedralenbauern nach Suger als massgebend übernommen wurde.

Auf dem Eingangsportal von Saint-Denis findet sich folgende Inschrift Sugers: «Wer du auch bist, der du die Herrlichkeiten dieser Türen rühmen willst: Bewundere das Gold – nicht die Kosten! – [und] die Leistung dieses Werkes! Edel erstrahlt das Werk, doch das Werk, das da edel erstrahlt, soll die Herzen erhellen, so dass sie durch wahre Lichter zu dem wahren Licht gelangen, wo Christus die wahre Tür ist. Welcher Art dieses [wahre Licht] innen ist, das gibt die goldene Tür an. Der schwerfällige Geist erhebt sich mit Hilfe des Materiellen zum Wahren, und obwohl er zuvor niedergesunken war, erhebt er neu, wenn er das Licht erblickt hat.»

Suger fordert hier den Besucher zur Bewunderung der Schönheit und Handwerkskunst der Kathedrale auf. Voraussetzung des bewundernden Schauens ist das Licht – für Suger wichtigstes Gut –, das den Blick in die Höhe, in Richtung der Fenster, lenkt. Intellektuelles Ziel der Blickführung ist nach Suger die Erhebung der Gedanken zur Betrachtung des Himmels.

Wie im himmlischen Jerusalem

Suger propagierte eine neoplatonische Doktrin des kontinuierlichen Lichts (*lux continua*). Er unterschied das Tageslicht (*lux*) vom geweihten Licht (*lumen*) in einem Heiligtum und dem Licht, das die Seele erleuchtet. Beim Betrachten einer Kathedrale, so Suger, könne die Seele von den materiellen zu den immateriellen Bereichen des Lichts gelangen und sich Gott nähern. Die Besucher von Saint-Denis sollten sich fühlen, als seien sie im himmlischen Jerusalem an-



«Bewundere das Gold – nicht die Kosten!»: Kathedrale von Saint-Denis.



Einblick ins Paradies auf Erden: Kathedrale von Saint-Denis.

gekommen, «gleich als wenn ihre Wohnung [...] zum Teil schon im Himmel wäre».

Denn Gott war Licht, und die Offenbarung des Johannes beschrieb das himmlische Jerusalem als Stadt aus Licht, Gold und Edelsteinen. In Saint-Denis sollte daher Gott selbst im Licht der Kirche unter den Menschen erstrahlen – ja, im Licht anwesend sein.

Effizienter Staatsmann

Suger war Abt, Baumeister und Staatsmann. Er begann seine Karriere als Kurienbotschafter zwischen Frankreich und Rom. Während des zweiten Kreuzzuges von 1145 bis 1149 regierte er Frankreich anstelle des Königs, der auf Kreuzzug war. Suger war ein fürsorglicher Abt, der seine Mönche mit ausgewogenen Essensplänen versorgte, «damit sie nicht auf der Strasse zusammenbrachen», und die kalten Sitzflächen der marmornen Chorstühle mit wärmeren, hölzernen austauschen liess. Er las gerne, redete viel, mochte verzierte Sofaüberwürfe in seiner sonst bescheidenen Zelle. Als Staatsmann war er effizient, aber mild und verschaffte Frankreich Wohlstand. Einzig bei Überfällen von Räubern oder Dieben auf Arme bestrafte er streng.

Bei seinem Amtsantritt befand sich Saint-Denis in einem maroden Zustand. Nichts erinnerte an himmlische Reiche – in den Mauern waren Risse, Säulen und Türme bröckelten, Lampen lagen in Scherben, Möbel und kostbare Elfenbeinfigurinen moderten vor sich hin. Der Kircheninnenraum war zu eng: Während liturgischer Feiern drängelten sich drinnen die Menschen, oder sie mussten draussen warten; manchmal gab es an Festtagen, wenn der Raum besonders eng war, Handgemenge.

Für Suger, der im Kloster aufgewachsen war, war Saint-Denis die ihn adoptierende Mutter, die er feierte, indem er ihren wahren Sohn Jesus Christus während der Eucharistie ansichtig machte. Daher breitete er in der, wie er sie nannte, «lichtgewordenen Mitte» am Schnittpunkt des Querschiffs die Reliquien des Klosters aus: den Nagel des Kreuzes Jesu und eine Dorne aus der Krone. Diese Verlegung der Reliquien von der Totengruft oder dem Martyrium in die Helle des zentralsten Punktes der Kirche ist eine Neuerung der gotischen Raumorganisation.

Auch entschloss Suger sich, Reichtümer seines Klosters auszustellen, wie sein wohl liebstes Objekt, eine zu einem Goldadler umge-

wandelte römische Porphyrvase, ein Geschenk der Königin Eleonore. Daher muss er sich vor den Bischöfen für das Sicherheitsrisiko rechtfertigen. Dies tut er mit dem Verweis auf das Bedürfnis der Menschen zum Schauen. Ausserdem, so Suger, räumt das Schauen den Zweifel an der Präsenz Gottes in Saint-Denis aus: «Diesen gab ich [...] sogleich zu Antwort, mir sei es lieber, dass alle, wenn sie es sähen, wüssten, ob es so sei, wie man liest, als wenn ich im Verborgenen Einblick genommen hätte und alle, weil sie es nicht sähen, zweifelten.»

Die Kathedrale löste mit Geometrie und Arithmetik das Rätsel der Statik, aber bewahrt ein anderes.

Hinter Sugers Beharrlichkeit steht die Überzeugung der Gläubigen des 12. Jahrhunderts, dass die göttliche Kraft sich in lichtbrechenden Diamanten oder strahlenden Objekten wiederfindet. Durch ihre Lichtführung «wiederholt» die Kathedrale im Raum die Menschwerdung Gottes in Christus: Gott ist das Licht, das in der Gestalt seines Sohnes auf die Erde



kam. Beim Betrachter der in Saint-Denis ausgestellten Reliquien der Passion soll, so Suger, eine Stimmung der Jetztzeit entstehen, der unmittelbaren Anwesenheit Jesu Christi.

Schauen als körperlich-sinnlicher Akt

Suger betont, dass das goldene Kreuz auf dem Hauptaltar der Körper Christi ist. Die Steine und Perlen, die es verzieren, so Suger, sind die Glieder des Körpers Christi: «Sei gegrüsst du Kreuz, das du dem Leib Christi geweiht und mit seinen Gliedern gleichwie mit Perlen geschmückt bist!» So ist das Schauen für Suger ein körperlich-sinnlicher Akt: Beim Betrachter der Reliquien entsteht, zumindest bei Suger, das Bedürfnis, sie zu küssen.

Heute kaum noch vorstellbar ist die Üppigkeit, mit der Suger Saint-Denis ausstattete. Er behing Wände mit Teppichen, liess Säulen bemalen, unzählige Figuren auf Fenstersimse stellen, Mosaik verlegen und Blumenranken in Stein hauen. Saint-Denis und viele Kathedralen nach Suger waren archaisch anmutende Farbbomben, glitzernd wie ein Gemälde Gustave Moreaus, fragile, himmlische Lichttempel, ein Einblick ins Paradies auf Erden.

Von Frankreich aus breitete sich die Gotik in weite Teile Europas aus. Der Kathedrale von Saint-Denis folgten im Mittelalter bis Beginn der Renaissance Wells und Canterbury in England, die Kathedralen von Chartres und Reims in Frankreich, Santa María von Toledo in Spanien, der Kölner Dom und das Ulmer Münster, aber auch kleinere Kathedralen wie Notre-Dame von Lausanne und das Basler Münster. Doch auch modernste Kirchen wie die Cathedral of Christ the Light in Oakland, Kalifornien (2008) sind im Sinne Sugers erbaut.

Aus Sugers Vorhaben, Gott und den König gleichermaßen zu würdigen, entstand eine Spannung, die Huysmans bemerkte, wenn er die unbefleckte Schönheit und die unreine Liederlichkeit der Kathedrale pries. Suger schuf in den Augen mancher Zeitgenossen Unerhörtes. Überladen und grossspurig waren gotische Kathedralen, deren Massstab er setzte, Symbole von Modernität wie die ersten Kaufhäuser, Einkaufspassagen oder Bahnhöfe, deren Glas-Eisen-Konstruktionen an die lichte gotische Kathedralenarchitektur erinnern.

Seit dem Entstehen der Romantik ist die Ästhetik der Kathedralen, sind ihr Kunst- und

ihr Attraktionswert ebenso wichtig wie ihre religiöse Signifikanz. Heute sind sie Teil des Grosstadtbildes und anachronistischer Ausdruck modernen Lebens. Die zyklische Zeit der Liturgie und der Festtage ist durch Touristenströme, feste Öffnungszeiten, Nachschliessungen und Sicherheitsmassnahmen – wie hinter Eisengittern abgesperrte Kapellen – komplexer und leerer zugleich geworden. Die Kathedrale ist, so intendierte es Suger, Gebet aus Stein und Verkörperung des Imaginären in Licht. Sie löste erstmalig mit Hilfe der Geometrie und der Arithmetik das Rätsel der Statik, aber bewahrt ein anderes.

Unter dem ragenden Stein einer Kathedrale ist unser Blick auf ihre Fenster vielleicht unverändert und zeitenlos: mit zugleich unscharfem und konzentriertem Blick befinden wir uns immer nur am Beginn des Schauens. Wir machen bei längerem Betrachten einzelne Figuren aus, Veränderungen des Lichts, etwa wenn draussen eine Wolke vorüberzieht oder ein Vogel einen kaum wahrnehmbaren Schatten wirft. Aber bis wir die Kathedrale wieder verlassen, stehen wir am sichtbaren Rand bekannter Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie nicht kennen. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
2	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
3	August: Osage County	★★★★☆
	Regie: John Wells	
4	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
5	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
6	The Lego Movie	★★★★☆
	Regie: Phil Lord, Christopher Miller	
7	Divergent	★★★★☆
	Regie: Neil Burger	
8	Noah	★★★★☆
	Regie: Darren Aronofsky	
9	Her	★★★★☆
	Regie: Spike Jonze	
10	Captain America	★★★★☆
	Regie: Anthony und Joe Russo	

Kinozuschauer

1 (-)	Divergent	17 793
	Regie: Neil Burger	
2 (1)	Rio 2 (3-D)	15 725
	Regie: Carlos Saldanha	
3 (-)	The Lego Movie	13 134
	Regie: Phil Lord, Christopher Miller	
4 (2)	Noah	11 311
	Regie: Darren Aronofsky	
5 (4)	100-Year Old Man Who ...	5647
	Regie: Felix Herngren	
6 (3)	Captain America	5279
	Regie: Anthony und Joe Russo	
7 (-)	Supercondriaque	5123
	Regie: Dany Boon	
8 (6)	The Grand Budapest Hotel	3740
	Regie: Wes Anderson	
9 (5)	Need for Speed	3552
	Regie: Scott Waugh	
10 (7)	A Long Way Down	2543
	Regie: Pascal Chaumeil	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Game of Thrones – Season 3 (Warner)
2 (1)	Die Eiskönigin (Disney)
3 (2)	Die Tribute von Panem (Impuls)
4 (4)	Escape Plan (Ascot Elite)
5 (3)	Rush (Ascot Elite)
6 (5)	Thor – The Dark Kingdom (Disney)
7 (6)	Captain Phillips (Sony)
8 (7)	Last Vegas (Universal)
9 (9)	Gravity (Warner)
10 (-)	The Hungover Games (Sony)

Quelle: Media Control



Knallharte Ökonomie: «The Amazing Spider-Man 2».

Kino

Der Zauberer von New York

Spider-Man ist der Jüngling der Stunde. Immer im Stress, aber aufgestellt und ohne Burnout-Gefahr.

Von Wolfram Knorr

Peter Parker (Andrew Garfield) ist der Mann der Stunde; zwar immer im Stress, aber mit Rock-'n'-Roll-Einstellung. So will er endlich die Highschool abschliessen; zu Freundin Gwen (Emma Stone) ohne Wenn und Aber stehen; Tante Mary (Sally Field) verklickern, dass er seine Unterhosen selber wäscht; die Stadt New York von Irren sauber halten. Das braucht eine zweite Identität wie einen zweiten Job: Spider-Man. Der alte Kumpel Harry Osborn (Dane DeHaan), Erbe des Forschungskonzerns Oscorp, fordert Unmögliches von ihm, und Electro (Jamie Foxx) und Rhino (Paul Giamatti) versauen die Stadt. Es gibt also viel zu tun als *hero* der Überforderungsgesellschaft. Bald wachsen ihm die Probleme über den Kopf, und nur dank seiner Spinnenfäden, die er gottlob wahllos produzieren kann, weiss er sich sinnvoll zu vernetzen. Zuweilen wirkt New York deshalb wie die Smaragdstadt aus Oz, mit Spider-Man als Zauberer, der die Puppen tanzen lässt.

Das unterscheidet den renovierten Spider-Man von seinem Vorgänger, den Tobey Maguire als zerquälten jungen Mann verkörperte. Der neue ist freier, geht mit beiden Identitäten stresserprobt um und setzt sie gekonnt in knallharte Ökonomie um. Die Beziehungen zu Gwen, zur Tante, zum alten Freund Harry handhabt er durchaus virtuos. Vor allem als Spider-Man in seinem Superheldenkostüm

versteht er es, die Zivilisationsängste zu bannen. Die Hamlet-Frage quält ihn nicht mehr. Das Sein alleine bestimmt sein Handeln.

In Marc Webbs «The Amazing Spider-Man 2» türmen sich die Probleme wie Wolken vor einem Gewitter. Der Schussel Max Dillon (Jamie Foxx), Angestellter bei Oscorp, der sich nur rumschubsen lässt, wird durch einen Unfall im Labor des Konzerns, der an Genmanipulationen rumpopelt, zum wandelnden Superstrom-Kraftfeld, einer Mixtur aus Hulk, Iron Man und The Thing, einem gigantisch irrlichternden Leuchtstoff. Harry Osborn, der an Spider-Mans Blut will, hetzt Electro auf ihn, Gwen will nach England, um in Oxford zu studieren, und Parker muss in einen U-Bahn-Schacht, um endlich das Geheimnis seines verstorbenen Vaters zu lüften. Das überfordert ihn dann (fast), und es droht ein Burnout: New Yorks Stromwerke machen schlapp, Electro zerdeppert sie und legt die Stadt in tiefe Dunkelheit. Aber Resignation oder gar Depression kann sich Spider-Man, der Mann der Stunde, nicht leisten.

Marc Webbs Version, nach einem Drehbuch von Alex Kurtzman, Roberto Orci und Jeff Pinker, ist tricktechnisch auf der Höhe der Zeit, spielt souverän mit Flug- und Achterbahn-Effekten, wuchtigen Crash-Szenen, peter-panschen Neverland-Träumen und einer ordentlichen Portion Selbstironie. Anders als bei den

Superhelden-Kollegen Batman, Superman oder Iron Man erscheint das Böse nicht dämonisch, auch wenn die destruktiven Energieströme neonfarben zischen und britzeln. Aber immer bleibt's schwungvoll grotesk, als spiele alles zwischen Kaninchenbau und Oz. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Ida — Die achtzehnjährige Novizin Anna wird, bevor sie ihr Gelübde ablegt, von ihrer Klosteroberin aufgefordert, ihre Tanta Wanda zu besuchen, eine liebeshungrige, sinnliche Staatsanwältin. Sie enthüllt Anna, dass sie eine Jüdin ist und eigentlich Ida heisst. Wanda reist mit ihr zu ihren Wurzeln, ihrer Herkunft und in ihre Vergangenheit. Dem Polen Pawel Pawlikowski («My Summer of Love») gelang ein starkes Stimmungsbild der sechziger Jahre Polens, in spröder Schwarzweissästhetik. Ein fesselnder Einblick in die damalige Zerrissenheit zwischen Katholizismus, Antisemitismus und Sozialismus. Zugleich eine Eloge an die frühen Filme des Polen Andrzej Wajda («Asche und Diamant»). ★★★★★☆

Tracks — Mitte der siebziger Jahre wanderte Robyn Davidson (Mia Wasikowska) gegen alle Warnungen quer durch Australien. 2700 Kilometer, nur begleitet von vier Kamelen und einem Hund. Um den irren Trip bis an den Indischen Ozean zu finanzieren, stellte ein Fotograf (Adam Driver) den Kontakt zu *National Geographic* her.



Keine Alternativromantik: «Tracks»

Fragen Sie Knorr

Stimmt es, dass der grosse Theaterkritiker Alfred Kerr ein vehementer Gegner des Kinos war? Kollegen haben das behauptet, auf Wikipedia habe ich darüber nichts gefunden. W. N., Freiburg



Nicht, dass ich wüsste. Zwar gibt es Feuilletons aus der Stummfilmära, in denen er polemisch vom Leder zog: «Mimik haben auch die Tiere; die Sprache wurde dem Menschen gegeben; warum sich ihrer für den künstlerischen Ausdruck entslagen? Warum

Die wahre Geschichte hat John Curran («We Don't Live Here Anymore») spannend verfilmt. Die Story einer abenteuerlustigen Frau, die damals gerade 25 Jahre alt war, in einsamer Herausforderung einen neuen Lebensinn suchte, wird sachlich, aber nicht emotionslos erzählt. Ohne Naturseligkeit und Alternativromantik. Die Kamele sind aggressiv, die Natur ist völlig gleichgültig. Der nüchterne Blick macht das Roadmovie faszinierend. ★★★★★☆



Singen und tanzen: «Pelo malo».

Pelo malo — Der Knabe (Samuel Lange), der mit seiner Mutter (Samantha Castillo) und dem kleinen Bruder im Armenquartier von Caracas lebt, leidet unter seinem Kraushaar, das er vom Vater erbt. Er wünscht sich eine glatte Haarpracht, möchte singen und tanzen, was die Mama für schwul hält. Eine Studie über den nicht südamerikanischen Machismo. ★★★★★☆

The Reunion — Schultreffen nach zwanzig Jahren. Alle kommen, und die ungeliebte Anna Odell liest ihrer ehemaligen Klasse die Leviten. Odell ist eine umstrittene Künstlerin in Schweden, die einen Selbstmordversuch mal vortäuschte, um das schwedische Gesundheitssystem zu entlarven. Was die Konzeptkünstlerin mit dem Klassentreffen entlarven will – erst in inszenierter Form, dann real –, bleibt schleierhaft. Vieles ist schlicht 'ne Bins. ★★★★★☆

rum auf die Ebene der Taubstummten hinabsteigen? Die besten Unterscheidungen, die wir machen können, lassen sich durch kein Bild, das stumm ist (wenn auch mit Klavierbegleitung), ausdrücken.» Der Text geht weiter mit einem vielsagenden «Aber...», dem er ein Bekenntnis zur Faszination des Kinos folgen lässt. Er sah sehr wohl die visuelle Kraft des Mediums und eine Wirklichkeit, die «auf den Brettern» kaum Eindruck machen dürfte.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Hellseher löst Schweizer «Tatort»

Von Rico Bandle

Einfach ist die Ausgangslage nicht: Mit dem Ausstrahlungstermin eine Woche nach dem «Tatort» aus Münster muss sich die Schweiz mit dem Klassenbesten messen. Der Direktvergleich mit dem witzigen und temporeichen «Tatort» vom letzten Sonntag fällt denn auch vernichtend aus: Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) gibt sich alle Mühe, mit allerlei Randgruppenthemen seinem oft beschworenen Anspruch auf «Relevanz» gerecht zu werden – und vergisst dabei, dass ein Krimi in erster Linie spannend und unterhaltsam sein soll.

Es scheint, als hätten sich die Drehbuchautoren einige Themen der Dienstagabend-Diskussionsendung «Club» herausgepickt: Der Fall dreht sich um Scheidungsväter im Kampf gegen Frauen und Justiz, um einen Esoteriker mit Jeniseitskontakten und um zerrissene Familien. Als ob dem nicht genug wäre, werden die privaten Sorgen der blassen Kommissare auch noch eingebracht: Reto Flückiger trauert seinem Kind nach, das nie auf die Welt kam, weil er die Mutter zur Abtreibung animierte, und wohnt deshalb auf seinem Segelboot. Seine lesbische Kollegin Liz Ritschard wird von den Antifeministen als «männerhassende Feministin» verunglimpft. Damit dieses Potpourri an Problemen einen künstlerischen Anstrich erhält, setzt Regisseur Michael Schaerer eine wackelnde Handkamera ein – doch die lahrende Handlung vermag er damit nicht in Bewegung zu bringen.

Eine Leiche gibt's natürlich auch: eine alleinerziehende Mutter. Die Ermittler suchen Rat beim Esoteriklehrer der Toten. Dieser erinnert an Pascal Voggenhuber, das Schweizer Star-Medium, das laut eigenen Angaben Kontakt zu Verstorbenen herstellen kann. Praktisch: Die Mordopfer können ihm somit sagen, wer sie getötet hat – sofern sie denn wollen.

Die übersinnliche Kommunikation hilft tatsächlich, den Fall zu lösen. Eigentlich müssten die Ermittler diesen Hellseher sofort fest engagieren – jeder Fall liesse sich im Nu lösen. Nur: Damit machten sich Flückiger und Ritschard selbst überflüssig. Ein allzu grosser Verlust wäre das nicht.

Tatort – Zwischen zwei Welten. Regie: Michael Schaerer, Drehbuch: Eveline Stähelin und Josy Meier. Ostermontag, 21. April, 20.05 Uhr, SRF 1

Von Einsiedeln nach Moskau

Dominique Nicolas Godat wird Hotelier in Russland, Paul Riniker dreht den Spielfilm «Usfahrt Oerlike». Von Hildegard Schwaninger



Immer wieder im Ausland: Hoteldirektor Godat.

Zehn Jahre war Hotelier **Dominique Nicolas Godat** Direktor des «Kulm Hotel St. Moritz». Dort war er massgeblich beteiligt am Aufbau des Festival da Jazz, das heute – sieben Jahre nach der Gründung – aus dem Engadiner Sommer kaum mehr wegzudenken ist. Vor einem Jahr gab es einen Führungswechsel (**Christian Jott Jenny** und **Heinz Hunkeler** übernahmen die Gastgeberrolle im «Kulm»), und Godat zog nach Einsiedeln. Das ist die Heimat seiner Frau **Barbara Kälin Godat**.

Dort erreichte ihn ein Anruf von **Michel Rey**, dem langjährigen Direktor des Hotels «Baur au Lac» in Zürich, heute Verwaltungsratspräsident des «Metropol»-Hotels in Moskau. Ob er das Hotel in Moskau übernehmen wolle. Godat zögerte. Er hat viele Jahre im Ausland gearbeitet, in Dubai, in New York, sechs Jahre als Food-and-Beverage-Manager im Hotel «Pierre», dann im «Plaza Athénée». Aber Moskau? Er konnte doch kein Russisch. Da sagte seine Frau: «Geh doch mal hin und schau!» Und er ging hin – und am 5. August letzten Jahres begann er als Direktor des legendärsten Hotels der russischen Metropole. Das «Metropol» wurde 1901 erbaut, der Zar kehrte dort ein, **Lenin** organisierte dort die Revolution, und die Bolschewisten verlegten eine Zeitlang das Parlament in das wenige Minuten vom Roten Platz entfernte Jugendstilhotel, einen der prächtigen Kunstschatze der Stadt.

Das Hotel ist, trotz seiner spannenden Vergangenheit, eine Herausforderung. Die Konkurrenz ist gross. Gleich um die Ecke liegen das «Ararat Park Hyatt» und das «Ritz»; sie sind – mit Spa und Swimmingpool et cetera – ultramodern, das «Metropol» ist noch etwas altmodisch und hat seine Renovation noch vor sich (soll nächstes Jahr beginnen).

Doch da ist Dominique Godat der richtige Mann am richtigen Ort. Er besinnt sich auf die Schweizer Urqualitäten des Tourismus: Gastfreundschaft und Dienstleistungen. Was er im



Griff zum Telefon: Hotelier Rey.

«Kulm St. Moritz» zu höchstem Raffinement kultivierte, möchte er auch den Moskovitern beibringen. Gelungen ist ihm bei dieser Herkulesaufgabe schon einiges. Bei Trip Advisor ist das

«Metropol» von Nummer 35 auf Nummer 6 geklettert. Seine Frau plant mit der Tochter, die noch im Kindergartenalter ist, den Umzug nach Moskau. Und Godat lernt Russisch. Besitzer des «Metropol» ist der russische Unternehmer **Alexander Klyachin** (Azimut-Hotels).

Regisseur **Paul Riniker**, berühmt als Dokumentarfilmer (u. a. «Traum Frau» über die Transsexuelle Coco), hat bisher einen Spielfilm gedreht: «Sommervögel». Im Mai beginnt er mit den Dreharbeiten für den zweiten. Die finanzielle Unterstützung von der helvetischen Filmförderung ist gesichert. «Usfahrt Oerlike» handelt von einem alten Mann, der nicht mehr leben will. **Jörg Schneider** spielt die Hauptrolle, **Mathias Gnädinger** seinen besten Freund. Das Thema ist ein Stoff des Theaterautors **Thomas Hostettler**, **Christa Capaul** schrieb das Drehbuch. **Heidi Maria Glössner** spielt mit. Im Januar 2015 soll der Film in die Kinos kommen. Regisseur Riniker zu dem unerquicklichen Thema: «Der Film ist traurig, aber irgendwie auch leicht. Man ist nachher nicht depressiv.»

Die Catering-Unternehmerin **Nina Früh** (Bontempo) ist Köchin, Gastgeberin, Violinist. Sie gründete «Nina's Club» (Jahresbeitrag: 300 Franken) und organisiert für die Klubmitglieder Partys, die oft einen wohltätigen Hintergrund haben. Diese Woche wollte sie



Wohltätig: Nina Früh.

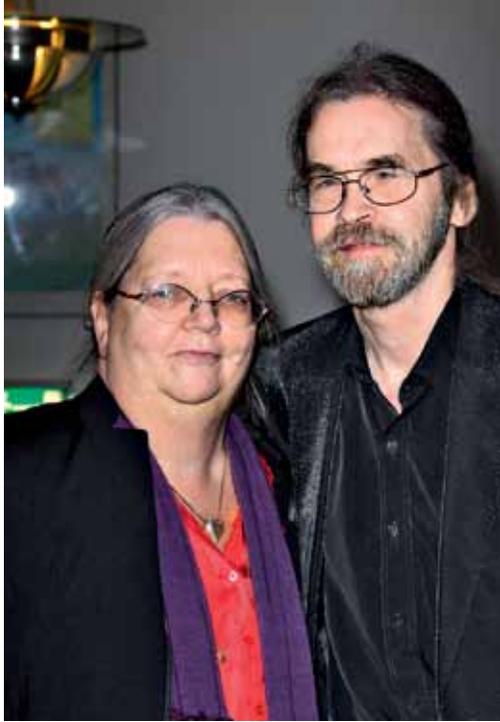
eine Vollmond-Casino-Schiffahrt auf dem Zürichsee veranstalten – zugunsten der Stiftung Kleine Herzen, die vor allem Kinder in Osteuropa unterstützt und zu deren Sympathisanten und Sponsoren auch **Dominique Meyer**, der Direktor der Wiener Staatsoper, zählt. Ein Virus machte die Gastgeberin aber seuntüchtig. Sie sagte die Party ab. Dabei klang alles so gut: Spielabend (Karten, Würfeln, Roulette) mit Live-Musik, für die der Schauspieler **Benedict Freitag**, Sohn der unvergessenen Schauspielerinnen **Maria Becker**, gesorgt hätte. Das «Etsel»-Schiff muss warten – auf einen späteren Vollmond, bei denen die Party abgehen soll.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Vampir und Elfe

Die Fantasy-Erfolgsautoren Heike, 59, und Wolfgang Hohlbein, 60, verkauften bisher 44 Millionen Bücher. Dem Grusel-Look und sich selbst sind sie treu geblieben.



Workaholics: Autorenpaar Hohlbein.

Wolfgang: Mit dem Schreiben begann ich aus Langeweile. Ich arbeitete als Nachtwächter, dabei beflügelten Vampire und Werwölfe meine Fantasie. Ich schrieb alles auf, das Genre ergab sich von selbst: Horror-, Science-Fiction- und Fantasyliteratur. Ein Glücksfall in jeder Hinsicht war, dass ich mich vor 43 Jahren in Heike verliebte.

Heike: In der Freizeit ersannen wir die Geschichte zum Roman «Märchenmond» und gewannen einen Wettbewerb mit tausend Einsendungen. Das Buch verkaufte sich 100 000 Mal. Ab sofort mussten wir unsere Manuskripte nicht mehr an zig Verlage schicken, die Verlage kamen zu uns; und bald konnte mein Mann auch seinen eigentlichen Beruf als Industriekaufmann an den Nagel hängen.

Wolfgang: Die Zusammenarbeit mit meiner Frau dauerte an. In der Zwischenzeit schrieb ich zweihundert Bücher, die sich bisher insgesamt 44 Millionen Mal verkauft haben.

Heike: Wir sind Gruselfans, und unser Heim, aber auch unser Look sehen dementsprechend aus. Hinter dem Haus liegt mein Zaubergarten, der uns oft als Ideenquelle für neue Geschichten dient. Dort tummeln sich Dutzende von selbstgepöferten Elfen, Trollen, Hexen und

andere Zauberwesen. Wenn mein Mann von Mitternacht bis in die frühen Morgenstunden schreibt oder an seinen Miniatur-Burgen und -Wehranlagen baut, arbeite ich an meinen Lehmfiguren.

Wolfgang: Ich bezeichne mich als Workaholic: Ich schreibe jeden Tag an meinen Büchern und halte mich dabei an einen genauen Arbeitsplan. So ist es halt, wenn man das Glück hat, aus seinem Hobby einen Beruf machen zu können. Mir ist die authentische Ausarbeitung wichtig, tausend Details erwecken die Figuren und die Geschichten zum Leben. Die Leser wollen in fremde Welten entführt werden, sie flüchten mit meinen Büchern aus dem öden Alltag und erfahren so Spannung und Entspannung gleichzeitig.

Heike: Auch wenn wir in den Urlaub fahren, verbinden wir diese Reisen meist mit Rechercharbeiten. Soeben sind wir auf der Suche nach dem Graf-Dracula-Mythos von einer Reise durch Transsilvanien zurückgekehrt. Unsere Tochter Rebecca, die in unsere Fussstapfen tritt und ebenfalls als Autorin arbeitet, hat mich als weibliche Verstärkung begleitet. Die ganze Zeit nur Folterinstrumente zu besichtigen und in einem Pferdekarren das Land zu erkunden, fanden meine Tochter und ich irgendwann langweilig. Wir sind dann in einer grösseren Stadt shoppen gegangen. Mein Mann ist gutmütig, allerdings auch schlau: Darum macht er den Mädchenkram mit, Streit gibt es bei uns so gut wie nie.

Wolfgang: Als Kumpel, beste Freundin, Co-Autorin und Mutter unserer sechs Kinder ist Heike der wichtigste Mensch in meinem Leben. Wir bewegen uns beide sehr langsam, so ähnlich wie Fledermäuse nach dem langen Winterschlaf. Wir lachen über aberwitzige Dinge. Wir mögen eine Welt, die nicht immer realistisch sein muss.

Heike: Natürlich kann man vermuten, dass uns der sagenhafte Erfolg steinreich gemacht hat. Schön ist, dass uns heute eine ganze Häuserzeile gehört. Wir leben in einem der Häuser und geniessen sämtliche Freiheiten. Diesen Umstand, aber auch unsere Liebe betrachten wir beide als grössten Luxus.

Protokoll: Franziska K. Müller

www.hohlbein.net

Freiheit ade

Von Andreas Thiel — Das verlorene Erbe der alten 68er.

Enkelin: Du, Opa, ich muss für die Schule einen Aufsatz schreiben. Darf ich dir ein paar Fragen stellen?

Opa: Aber gerne, mein Kind. Was willst du wissen?

Enkelin: Du warst doch ein 68er, nicht wahr?

Opa: Und ob. Ich war schon als Student auf der Strasse und habe gekämpft.

Enkelin: Und du hast gekämpft für mehr staatliche Kontrolle, mehr Regulierung, zusätzliche Gesetze und Verbote, weniger Freiheit und mehr Polizei. Ist das richtig?

Opa: Nein, natürlich nicht. Wir haben gekämpft für mehr Freiheit.

Enkelin: Und habt ihr gewonnen?

Opa: Aber sicher. Wir sind dann in die Politik gegangen und haben alles verändert.

Enkelin: Indem ihr die staatliche Kontrolle ausgebaut und das ganze Leben reguliert habt, Tausende von neuen Gesetzen geschaffen und überall Verbotsschilder aufgestellt und die Überwachung der Bürger durch Polizei und Politessen verschärft habt?

Opa: Aber nicht doch, mein Kind, wir haben eine neue Welt kreiert, die besser ist als die alte.

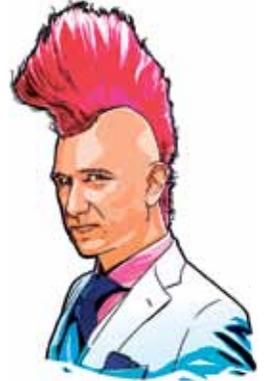
Enkelin: Eine neue Welt, in der ihr als Politiker alles kontrollieren und euch schamlos bereichern könnt, indem ihr alles, was euch in den Sinn kommt, besteuert und mit Gebühren und Bussen belastet?

Opa: Aber nein, mein Kind, wir haben eine schöne, neue, freie Welt geschaffen, damit ihr es dann einmal besser habt als wir.

Enkelin: Aber ihr hinterlässt uns doch einen hochverschuldeten, überregulierten, ideologisierten und mit Verboten gespickten Staat, der um einiges weniger frei ist als der alte Staat, gegen den ihr gekämpft habt.

Opa: Ach, weisst du, mein Kind, ich bin nicht sicher, ob Politik ein geeignetes Aufsatzthema für eine Gymnasiastin ist.

Enkelin: Opa, ich bin 23 Jahre alt, besuche die Pflegefachschule und schreibe einen Aufsatz über Demenz.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Männer, entscheidet euch

Der Bart hat eine erstaunliche Karriere gemacht: vom zauseligen Merkmal des Aussenseiters und Stil-Agnostikers zum liebsten Accessoire der hippen Youngster. Ein Brevier. Von Jeroen van Rooijen



Wild und rau: Entertainer Russell Brand.

Die heissesten Bärte von Hollywood haben (oder hatten) laut dem Nachrichtendienst BuzzFeed der «Dude» Jeff Bridges, Antonio Banderas, Johnny Depp, Matthew McConaughey, Russell Brand, Ben Affleck oder Jon Hamm. Fehlen tut in dieser Liste der «Ober-Bartli» der letzten Jahre, Brad Pitt – der hat sein irritierendes Bocksbärtchen bekanntlich vor kurzem abgeschnitten. Er zeigt damit eine Zeitenwende an: Mit einem Bart kann man heute nicht mehr richtig auffallen. Alle haben einen – und die wenigsten sehen damit besonders originell aus.

Auch wer sich in grösseren Städten in einem Szene-Café aufhält oder samstags in eine der beliebten Boutiquen geht, die kernige Männermode verkaufen – in Paris zu French Trotters, in Berlin zu 14 oz. oder in Zürich zu DeeCee Style –, kann mit einem Bart kaum mehr für Aufsehen sorgen. Der junge, zeitgeistbeflossene Herr von heute hat in aller Regel einen mehr oder minder gepflegten Bart. Und da beginnt das Problem: Die meisten sind eher minder gepflegt.

Viele der Bärte, die in den letzten Jahren vermeintlich als modisches Statement gewachsen sind, reichen den Herren nicht zum Vorteil. Sie sehen damit in den seltensten Fällen frischer oder jünger aus. Und etliche dieser Gesichtspelze stehen da vermutlich nicht nur, weil es gerade angesagt ist, sondern auch, weil ihre Träger dazu neigen, sich gehenzulassen. Denn einen Bart zu tragen, bedeutet nicht, auf das leidige Rasieren verzichten zu können, im Gegenteil: Wer Bart trägt, ist umso stärker gefordert, sich zu pflegen.

Das beginnt beim Barthaar selbst: Es muss regelmässig in Form gestutzt und auf eine einheitliche Länge gebracht werden, der Hals ist nach Möglichkeit auszurasieren, und auch auf den Wangen sollte das Haar nicht bis zu den Augen hin zuwachsen. Und es endet beim individuellen Styling: Weil ein Bart immer ein bisschen wild und rau wirkt, ist beim Outfit umso grössere Sorgfalt gefragt. Will heissen: Wer Bart trägt, der vermeidet es besser, in einer alten Jeans, einem ungebügelten Shirt und Schlappen in die Stadt zu gehen. Es sei denn, man will, dass einem die Menschen ein paar Almosen zustecken.

Nun trennt sich also die Spreu vom Weizen. Die mittelprächtigen, scheckigen «Faulheitspelze» gehören wieder abrasiert – sie waren und sind nichts Rechtes. Der Dreitagebart muss, so er überhaupt noch in Frage kommt, perfekt in Form gebracht sein. Dazu gehört, wenn immer möglich, ein frisches, gebügeltes Hemd. Doch wer wirklich Bart trägt, der trägt ihn länger. Und pflegt ihn mit Hingabe. Dazu gehört traditionell auch Bartöl, welches das Haar fein glänzen lässt. Und ein gewirbelter Oberlippenbart. – Wetten, dass das den meisten zu mühsam ist und wir in zwei Jahren wieder weniger Bärte sehen werden?

Wichtige Aktennotiz

- 1 In Pendlerzügen gewinnt man rasch den Eindruck, dass klassische Aktentaschen aus der Mode gekommen sind. Sind sie natürlich nicht. Aus der Mode gekommen scheint nur die Selbstachtung der Herren, die lieber mit einem schlaffen Nylon-Rucksäckli statt dem traditionellen Accessoire des aufrechten Mannes unterwegs sind. Ein solider Klassiker ist der in Italien gefertigte «Celtic Bag» aus Kalbsleder von Navyboot. 590 Franken. www.navyboot.ch
- 2 Wem gutes Handwerk und Individualität wichtiger sind als der Klang einer grossen Marke, der muss sich auf der Site von R. Horn's aus Wien umschauchen. Die klassische, zweifaltige Herrenaktentasche hat eine umfangreiche Inneneinrichtung und ist aus italienischem Rindsleder. Wer will, kann sich auch eine Tasche komplett auf Mass machen lassen. Ab 695 Euro. www.rhorns.com
- 3 Die Marke **Jil Sander** ist, trotz aller hektischen Besitzer- und Designerwechsel der letzten Jahre, noch stets ein Monument des unverschnörkelten Modernismus. Der schwarze «Bardi Briefcase» mit silberner Schliesse bringt vieles, wofür Sander steht, auf den Punkt: nicht lustig, nicht modisch – aber zeitlos, ausgewogen und konzentriert. Etwa 2000 Euro, beispielsweise bei www.stylebop.com.
- 4 Für den Betrag, den man bei Hermès in die klassische Aktentasche investiert, kaufen sich andere einen guten Gebrauchtwagen. Der dann aber wahrscheinlich doch nicht so viel Freude macht und nicht so lange hält wie das einfache, aber sehr ausgewogene gezeichnete Transportbehältnis des Pariser Luxussattlers. Also, geben Sie sich einen Ruck – einmal im Leben muss so etwas sein. Normalerweise hält es so lange. Etwa 7800 Franken. www.hermes.com



Sitzkegel



Brutal, radikal.

Zurzeit zeigt das Vitra-Design-Museum in Weil am Rhein eine Werkschau des Münchner Gestalters Konstantin Grcic, der zu den wichtigsten seiner Generation gehört. Grcic entwirft Dinge, die einen auf den ersten Blick irritieren, weil seine Suche nach neuen Formen und Funktionen oft weit über das Bekannte hinausgeht und oft einen unterkühlten, minimalistischen Dreh hat. Der 2004 entworfene «Chair One», produziert von Magis, ist eines von Grcics unverkennbaren Werken. Die aus Aluminium gegossene pulverbeschichtete Sitzschale im Stealth-Look thront auf einem massiven Kegel aus farblos imprägniertem Zement. Brutal, radikal – ein Statement, das schon jetzt Sammlerwert hat.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Wenn ich Ihre Texte lese, frage ich mich des Öfteren: Macht nur die Kleidung den guten Stil aus? C. S., per Mail



Aber gewiss – nur die Kleidung, nichts anderes. Egal, wie Sie sich artikulieren oder wie Sie sich durch die Welt bewegen: «Clothes make the man», das wusste schon Mark Twain. Haben Sie eine solche Antwort von mir erwartet? Dann muss ich Sie enttäuschen. Natürlich gibt die Verpackung normalerweise zuverlässig Auskunft über den Inhalt, aber: «Don't judge a book by its cover». Darum: Mir ist ein lebenswerter Kerl mit Manieren in schäbigen Lumpen lieber als ein Halunke im perfekten Dreiteiler. Am schönsten ist aber, wenn jemand nicht nur äusserlich Stil beweist, sondern auch mit Worten, Habitus und Gesten. Dann bin ich im Himmel.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch. Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Zwei Seelen des Chianti

Von Peter Rüedi



Als Skeptiker öno-philer Imperative und Superlative weiss ich doch, dass solches nicht eben ideal ist für einen Wein-Kolumnisten. Natürlich hat mein notorisches «Lob des Gewöhnlichen» auch damit zu tun, dass Wein für mich eine Materie des täglichen Gebrauchs ist. Da kann es schon sein, dass ein «Wein ohne Eigenschaften» meiner Stimmungslage angemessener erscheint als ein Spitzenprodukt, das mir eine Achtungstellung abverlangt. Mein Problem, zugegeben. Ich ertrage auch zu viel schönes Wetter nicht – nur habe ich beim Wein die Wahl. Damit ist, versteht sich, nicht gemeint, es gebe nicht Weine, die sozusagen beide Bedürfnisse erfüllen: das nach Diskretion und das nach Raffinement; «gewöhnlich» ist keineswegs synonym mit «banal». Womit wir beim Chianti wären. Der war nun allerdings, als er vor Zeiten im Bastrock zur Grundversorgung jeder studentischen Fete gehörte, beides zugleich, gewöhnlich und banal – und dennoch ein Ausgangspunkt und Grundstein meiner Bildung als Weintrinker. Seit jenen fernen Tagen hat sich an meiner Vorliebe für die Sangiovese-Traube nichts geändert, welche ja janusmässig zwei Gesichter hat: In Italien verbreitet wie keine, ist sie andererseits doch diffizil und abhängig vom Jahrgang. Dementsprechend weit ist das Spektrum der Weine, die sie zeitigt. Zwischen ihrer Apotheose in einem Cepparello von Isole e Olena und der Version am Bartresen aus der kaltgestellten Literflasche klappt ein Abgrund. Eindeutig zu Ersterem tendiert der Chianti Classico von Carpineta Fontalpino aus Castelnuovo Berardenga unweit Sienas, ein Klassiker im Wortsinn, dessen Sangiovese-Frucht und -Charme weder das heisse Jahr 2011 noch der Ausbau im Holz etwas anhaben konnten (nur gebrauchte 500-Liter-Fässer). Das richtige Mass an Säure, also Frische, relativiert die Opulenz am Gaumen – ein equilibristisches Kunststück der Önologin Gioia Cresti in einem Jahr wie diesem (der Alkohol macht sich kleiner, als er ist). Alles andere als gewöhnlich, dieser Fontalpino, so gesehen, vielmehr ein Sangiovese-Meisterwerk von elegantem Understatement.

Carpineta Fontalpino: Chianti Classico 2011. 14%.
Weinhandlung am Küberweg, Fr. 21.–.
www.kueferweg.ch

Tanja die Grosse

Die Persönlichkeit eines Kochs spiegelt sich oft in seinen Gerichten. Ein gutes Beispiel ist Tanja Grandits. Von David Schnapp



So fein wie spannend: Tanja Grandits.

Die Frage, ob Frauen anders kochen als Männer, stellt man sich, wenn man wieder mal in einem Restaurant isst, das eine Chefin hat. Diese Gelegenheiten sind selten, nur wenige Frauen drängen in der Spitzengastronomie ganz nach oben. In der Schweiz kommt einem Vreni Giger und ihr «Jägerhof» in den Sinn. Oder Bernadette Lisibach in der «Neuen Blumenau» und Anne-Sophie Pic, die im Lausanner «Beau Rivage» einen grossartigen Ableger ihres Drei-Sterne-Hauses in Valence betreibt.

Eine Frau, ein Stil

Aber zuallererst kommt einem Tanja Grandits in den Sinn. Die «Köchin des Jahres» hat aus dem Klassiker «Stucki» in Basel ein modernes, inspirierendes, lebhaftes Haus gemacht und dabei einen unverkennbaren Stil entwickelt. Letzteres gelingt nur wenigen Köchen.

«Aromenküche» nennt Grandits ihren Stil, was alles und nichts bedeuten kann, aber doch recht gut beschreibt, was die Frau tut. In der ganzen Welt – oder bloss im Wald in der Nähe des Restaurants – wird sie fündig auf der Suche nach Kräutern, Gewürzen, Zutaten, die, zusammen mit Fleisch, Fisch oder Gemüse und mit modernen Kochmethoden zubereitet, Kombinationen ergeben, die einen überraschen. Kürzlich ass ich im «Stucki» zum Beispiel ein wunderbares Gericht aus Bergkartoffeln, einer Kreuzkümmelbutter sowie mit Périgord-Trüf-

fel aromatisiertem Ricotta. Ein vollmundiges Vergnügen, das man viel zu schnell ausgelöffelt hat. Oder die zarte, süsse Langustine, in Rauch aus Oolong-Tee aromatisiert, auf mit Piment gewürzten Rüeblen angerichtet und mit fruchtigem Kokossud abgerundet: Ein Luxusprodukt, ein schlichtes Gemüse, eine exotische Nuss, feine Schärfe, leichte Süsse und zuletzt wenig frische Säure aus einem Essig machen diesen Gang so fein wie spannend.

Zum unverwechselbaren Grandits-Stil gehören die Desserts von Julien Duvernay, dem wohl zurzeit besten Pâtissier im Land. Duvernay kreiert multisensorische Süssspeisen aus einer Vielzahl von Komponenten, spielt virtuos mit Texturen und unerwarteten Geschmäckern wie beim Pre-Dessert aus Ananas mit einer dichten Reiscreme und einem Eis aus Stangensellerie und grünem Pfeffer.

Vermutlich ist die Küche von Tanja Grandits weniger eine Frauenküche als vielmehr eine Grandits-Küche. Es spiegelt sich darin weniger die Frau an sich als die Person. Grandits ist lustig, neugierig, energiegeladent – und so sind auch die Gerichte, die man im «Stucki» isst.

Restaurant Stucki – Tanja Grandits,
Bruderholzallee 42, 4059 Basel, Tel. 061 361 82 22.
www.stuckibasel.ch
Sonntags und montags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf
www.dasfilet.ch



Auto

Kleiner Bruder, grosser Bruder

Der Macan könnte der erfolgreichste Porsche aller Zeiten werden. Eine Ausfahrt in Marrakesch. *Von David Schnapp*

Sie versprechen sich viel bei Porsche vom Macan, einem kompakten Premium-SUV auf Basis des Audi Q5. Der Macan sei ein echter Porsche, sagten die Schweizer Verantwortlichen der Marke bei der Medien-Präsentation letzte Woche in Marrakesch. Ein echter Porsche heisst, auch der Macan habe das Herz eines Sportwagens, man sehe ihn als grossen Bruder des 911ers, was für enge Freunde dieser Porsche-Legende ein etwas schmerzhafter Vergleich sein dürfte. Zweifellos aber ist der Macan der kleine Bruder des Cayenne, des grossen SUV, das zum erfolgreichsten Porsche aller Zeiten wurde.

Porsche Macan S

Leistung: 340 PS, Hubraum: 2997 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 254 km/h
Preis: ab 76 100 Franken



Der Macan könnte ihn ablösen, weil das Segment der kompakten SUVs zurzeit weltweit schnell wächst. Vor allem aber lässt sich der Macan munterer fahren als der Cayenne. Breit und präsent steht der kleine Bruder auf der Strasse. Von vorne sieht er zwar aus wie der Grosse, aber von hinten ist der Macan unverkennbar – und hübsch geworden mit schmalen, dreidimensionalen Leuchten und einem eleganten Hintern.

Eis am Stiel in der Arktis

Auf Erkundungen durch die atemberaubende, wilde Landschaft, die man von Marrakesch aus schnell erreicht, bot das neue Porsche-SUV jedenfalls ausgezeichnetes Entertainment, was seine Fahreigenschaften angeht. Wir fuhren alle erhältlichen Motorisierungen, wobei sich der Macan S mit V6-Benziner als sinnvollste Variante erwies. Der mit zwei Turbos aufgeladene Motor beschleunigt wunderbar, läuft ruhig und hat zum Überholen immer noch etwas Reserve bereit. Die Kraft wird wie bei allen Macan-Modellen durch ein Sieben-Gang-Doppelkupplungsgetriebe auf alle vier Räder übertragen.

Mit einem fabrikneuen Porsche durch marokkanische Bergdörfer zu fahren, ist bisweilen im doppelten Wortsinn leicht abwegig – als stünde man mit einem Eis am Stiel in der Arktis. Man fühlt sich etwas fehl am Platz beim Blick auf die staubigen, winkenden Kinder und die müden, traurigen Esel, welche die Lehmhütten-Örtchen säumen.

Dass Porsche gerade hier ein neues Modell vorstellt, macht dennoch Sinn. Marokko ist ein aufstrebendes Land, der Jetset hat es auf seiner Suche nach etwas ursprünglicher Wildheit in einem klimatisierten Hochglanzleben entdeckt und zieht von Ibiza weiter nach Casablanca und Marrakesch. So sehen es jedenfalls Marokko-Kenner, mit denen wir gesprochen haben. Letztes Jahr wurden rund 2000 Porsches in Marokko verkauft, was eine erstaunlich hohe Zahl ist.

Erstaunlich ist zudem, wie vielfältig und durchwegs souverän der Macan sich fahren lässt. Auf guten Landstrassen schnell, in bergigen Serpentinien überraschend flink und auf unbefestigten Schotterpisten immer noch komfortabel. Dafür gibt es eine Offroad-Taste, die bewirkt, dass diverse Parameter auf höhere Traktion ausgelegt werden. So gesehen ist der Macan vielleicht kein reinrassiger Sportwagen, aber er bleibt immer ein sportliches Auto, das dieses besondere Porsche-Etwas bietet.



«Ich bin ein Einfacher»: Wahrsager Shiva, 49.

MvH trifft

Mike Shiva

Von Mark van Huisseling — Was macht der erfolgreichste Wahrsager der Schweiz mit seinem Geld?

Danke, dass das Treffen schnell und unkompliziert zustande gekommen ist» (Dauer von Anfrage bis Zusage: ein Arbeitstag). «Ja, ich bin spontan. Ist es nicht immer so?» – «Nein. Ich habe mal, vor langer Zeit, Uriella um ein Gespräch gebeten. Sie teilte mit, der Heiland habe geraten, nicht mit mir zu reden. Es ging einen Monat.» – «Praktisch.» – «Machst du's nicht so?» – «Viele leben, ich sag mal, in dem Wahnsinn, dass sie meinen, ein Jesus stelle sich zur Verfügung für solche Entscheide. Ich glaube, dass das nicht so ist. Es gibt Menschen, die eine natürliche Fähigkeit haben, etwas zu erhalten, was in jedem steckt. Was man aber bewusst anwenden kann, wenn man es trainiert, um gewisse Fenster und Türen zu öffnen. Und somit auch Prognosen zu erstellen. Ich stehe zu dem, was ich sage. Weil ich es sage. Und nicht, weil ich einen dort oben brauche, über den ich sagen kann: «Er hat gesagt...» Das passiert immer dann, wenn man

unsicher ist. Darum halte ich auch nicht viel von den ganzen Engeln und Verstorbenen.»

Mike Shiva, 49, ist der «wahrscheinlich erfolgreichste Esoterik-Unternehmer hierzulande» (*Sonntagsblick*). Für ihn arbeiten zirka fünfzig Leute (zehn Festangestellte, dreissig bis vierzig freie Berater); das Geschäftsmodell ist, verkürzt gesagt, dass der Chef auf sich und das Wahrsager-Angebot aufmerksam macht, durch stundenlange Sendungen in Shiva-TV, dessen Studios sich in Basel befinden, und dass Zuschauer anrufen, um Antworten, die ihre Zukunft angehen, zu bekommen (kostet bis 270 Franken pro Stunde). Über Shiva – steht seit einer Namensänderung so auf seiner Identitätskarte – wird streng geurteilt, in seinem Wikipedia-Eintrag findet man Artikel wie «Abzockerei» (*20 Minuten*) oder «Steuerverwaltung ermittelt gegen Shiva» (*Tages-Anzeiger*). Meine Haltung, falls das interessiert: Man kann und soll Leute nicht vor ihrer Dooftigkeit schützen. «Wo kommen deine Prognosen her, die du Kun-

den machst – aus deinem Inneren, oder liest du Kaffeesatz et cetera?» – «Es sind verschiedene Sachen: die Person, die Mimik, die Stimme, die Menschenkenntnis, die Frage, das Geburtsdatum... Es ist mehr, das kann man nicht einfach beschreiben, sonst hätt ich's schon lange gesagt. Diesen Mix tut man in einen Becher, schüttelt – und kann dann sehen, ob der Cocktail gut ist. Die meisten haben die Vorstellung, dass man in die Zukunft geht und sieht, was passiert. Aber ich mache das nicht, ich erfasse das Jetzt. Meine Kunst ist, eine Prognose zu stellen. Im schlimmsten Fall ist sie falsch, aber sie sollte stimmen. Nicht weil ich von mir eingenommen bin, sondern weil ich weiss, dass ich gute Cremeschnitten mache, wenn ich ein guter Confiseur bin oder was.» – «Was du gut kannst in meinen Augen: mit Kritik umgehen. Was ist dein Rezept?» – «Weil ich weiss, dass ich die Wahrheit sage. Ich habe nichts zu verbergen. Und wenn es anders dargestellt wird, verdreht, dann ist das nicht lustig. Wenn ich wieder lese, wie viele Millionen ich haben soll... Mir war Geld nie wichtig, es kam in einem guten Fluss auf mich zu. Und ich habe nie nein gesagt, wäre ja auch falsch.»

«Sehr grosses Risiko»

«Bist du der beste Wahrsager der Schweiz?» – «Das weiss ich nicht. Vielleicht, für mich schon. Aber was ist der beste?» – «Also sagen wir: der Bestverdienende. Und viele Leute finden, du verdienst zu viel.» – «Ich glaube, ich bin ein gutes Opfer. Wenn man auf jemanden wie mich fokussieren kann, lenkt das von den wirklichen Problemen ab.» – «Findest du auch, du verdienst zu viel?» – «Ich rede sehr ungern darüber.» – «Wie viel verdienst du?» – «Wenn die Leute wüssten, wie es wirklich ist, würden sie nicht mehr so reden. Ich kann mir ein schönes Leben leisten, aber eine goldene Nase konnte ich mir keine verdienen.» – «Was machst du mit deinem Geld?» – «Ich investiere alles in die Infrastruktur, in Angestellte, ich habe Leute, die ich ausbilde. Ich zahle Steuern.» – «Hast du fremdes Geld im Geschäft?» – «Ich habe nie zur Bank gesagt: «Gebt mir Geld.» Ich habe dreissig Jahre gearbeitet, damit ich nichts schulden musste. Korrekter kann man es wirklich nicht machen.» – «Wie legst du dein Geld an?» – «Gar nicht.» – «Du hast alles im Geschäft?» – «Alles.» – «Das nennt man ein Klumpenrisiko.» – «Ich bin ein sehr grosses Risiko.» – «Ich meine nicht dich, sondern dein Anlageverhalten.» – «Ich habe mich nie interessiert für Börsengänge, Liegenschaften, irgendwas. Ich lebe momentan gut. Ich hoffe, dass das auch in Zukunft so sein wird. Aber ich werde wieder allein sein, ohne Fernsehen, ich bin ein Einfacher. Ich habe fünfzehn bis zwanzig Jahre im Wohnwagen gelebt, ungefähr auf 24 Quadratmetern – das war schöner als alles andere.»

Sein liebstes Restaurant: «Alles dort drin ist nicht normal, einfach genial. Es gibt Chateaubriand, Wiener Schnitzel...»
«White House», Habich-Dietschy-Strasse 10, Rheinfelden, Telefon 061 831 05 05

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Darauf kann man wetten

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Imposante Werke, wirklich überragend. 5 Eindeutig voraussagen. 11 Irgendwie schon toll, diese Insel in den Tropen. 12 Spärliche CH-Empfehlungen für Verkehrserhebungen. 13 Eine architektonische Schau, der prächtige Bau in England. 16 Anna Tomowa-Sintow ist eine. 19 Bissig, ohne dass ein Tier mit im Spiel ist. 20 Mit mehreren Batterien hat man eines. 21 Bei ihnen scheinen magische Kräfte mit im Spiel zu sein. 22 Zahl und Wort sind eins und dazu feminin. 23 Philadelphia hiess die biblische Stadt einst. 25 Massiv, dort auf dem Hohen Atlas. 26 Wird er zu einer Eigenschaft, stört er grauenhaft. 27 Schwedisch, Insel und Ort, dort in der Ostsee. 28 Er kann gesamthaft gesehen ziemlich wichtig sein. 30 Möglicherweise mag sie auch Schundromane. 32 Grimms Märchen von ihr, dem segensbringenden Tier. 34 Der Train jaune begleitet sie bis Perpignan. 35 Schal, aber nicht wärmend. 39 Auch ... setzen beim Pferderennen teils auf ... 40 Verstärkend, in hohem Masse. 41 Beliebiger, wie man es in New York und London mag. 42 Keine Brise, aber ihr nicht unähnlich. 43 Seine göttliche Schönheit trieb Ares zu Eifersucht und Mord. 44 Manchmal ist's schmerzhaftes Zehren, manchmal lustvolles Verzehren. 45 Die Marleen verkaufte sich vor 75 Jahren millionenfach. 46 Klingt nach ausgelassener Musik, was CS mal war.

Senkrecht — 1 Gefäss, fürs Gesäss wie auch für Gärtner. 2 Die Ulna ist auch in der Romandie eine sie. 3 Organisieren, operieren, produzieren ist immer auch dies. 4 Indien folgt darauf und wird in Frankreich zum Altweibersommer. 5 Dem Heiligen verdankt ein Basler Tor seinen Namen. 6 Der Saft gibt mythologisch gesehen eindeutig Kraft. 7 Sieht dort im Sernftal ziemlich eng aus. 8 Deutschlands Hauptstadt ist mit Anhang fahrbereit. 9 So eine Art fliegende Kiste, wie für Franzosen geschaffen. 10 Salomonisch, jenes 11 waagrecht. 14 Das Volk reihte in Vorderasien vor 4000 Jahren Erfolg an Erfolg. 15 Ihre streifige Zeichnung verlieh ihnen schon in der Bibel Achtung. 17 Im Mittelland: seit 1997 offiziell eine Stadt. 18 Überbleibsel der Beringbrücke. 20 Womit das Los irrelevant wird. 23 An ihn hat sich die Mehrheit der Menschen gewöhnt. 24 Männlich und meist muslimisch, wer so zuhauf getauft. 25 Das Nagetier verdanken wir den Briten. 27 Der Stoff hat viel mit 6 senkrecht zu tun. 29 Konfessionelles Aussöhnungsbedürfnis. 31 Vor den Liechtli-Umzug gehörendes Gemüse. 33 Spanische Artischocke und Genfer Spezialität (y = i). 36 Vom Wüstentier zum Menschenfreund und Schimpfwort. 37 Der deutsche Max, der mit seinem monumentalen Kulturbunker. 38 Dionysos' Geburtsort ist deckungsgleich mit einer polnischen Stadt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 363

B	A	S	S	G	O	B	I	T	A	R	D	E		
F	R	I	K	A	E	I	L	T	L	B	F	R		
K	A	R	A	M	E	L	L	K	O	E	P	F	L	I
E	L	E	N	D	E	L	A	L	A	F	F	E		
S	D	A	E	N	E	L	U	R	T					
G	E	S	A	M	T	T	K	E	I	L	C			
S	E	I	L	A	B	T	E	I	L	I	L	E		
T	T	O	G	I	T	R	I	S	T	A	N			
A	R	T	H	E	L	V	I	S	O	A	S	E		
A	E	S	E	N	L	S	C	A	N	N	E	R		
D	I	A	B	O	L	I	S	C	H	N	E	R	I	
M	M	E	S	G	H	E	R	E	I	N				

Waagrecht — 1 BASS 5 GOBI 9 TARDE (span. f. spät) 14 ERIKA 16 EILT 18 LEER 19 KARAMELLKOEPLI 20 ELEN 21 ELAL (El Al, israel. Fluggesellschaft, bedeutet «nach oben, zu Gott hin») 22 AFFE 23 DAENE 25 LUR (engl. f. Lure) 27 GESAMT 29 KEIL 32 SEIL 33 ABTEIL 36 ILE (franz. f. Insel, Boileau war franz. Autor) 38 OGI («Freude herrscht»: berühmter Ausspruch) 39 TRISTAN 41 ARTH 44 ELVIS (Presley) 45 OASE (von altgriech.: bewohnter Ort) 46 AESEN 48 SCANNER 49 DIABOLISCH 50 NERI (Schweiz. Schauspielerin) 51 MMES (Abk. v. Mesdames) 52 HEREIN

Senkrecht — 1 BEKE (Nebenfluss der Lippe in Nordrhein-Westfalen) 2 ARALSEE 3 SIRE (franz. Anrede eines Königs) 4 SKANDAL 6 OELEN 7 BILLET 8 ILKA 10 ALPARI 11 REFF 12 DELFT 13 ERIE 15 AMDAM (Madam, engl. f. Dame) 17 TOLLKIRSCH 24 ETAGE 26 UELI 27 GSTAAD 28 SITTSAM 30 LITANEI 31 CENERI 34 BILLIG 35 ETISCH 37 LASERN 40 SONNE 42 (Schlag-)REIM 43 HEBE (griech. Göttin der Jugend) 47 NOS (son, engl. für Sohn)

Lösungswort — **TESTOSTERON**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Nautilus Ref. 5712/1A, Nautilus Manschettenknöpfe.